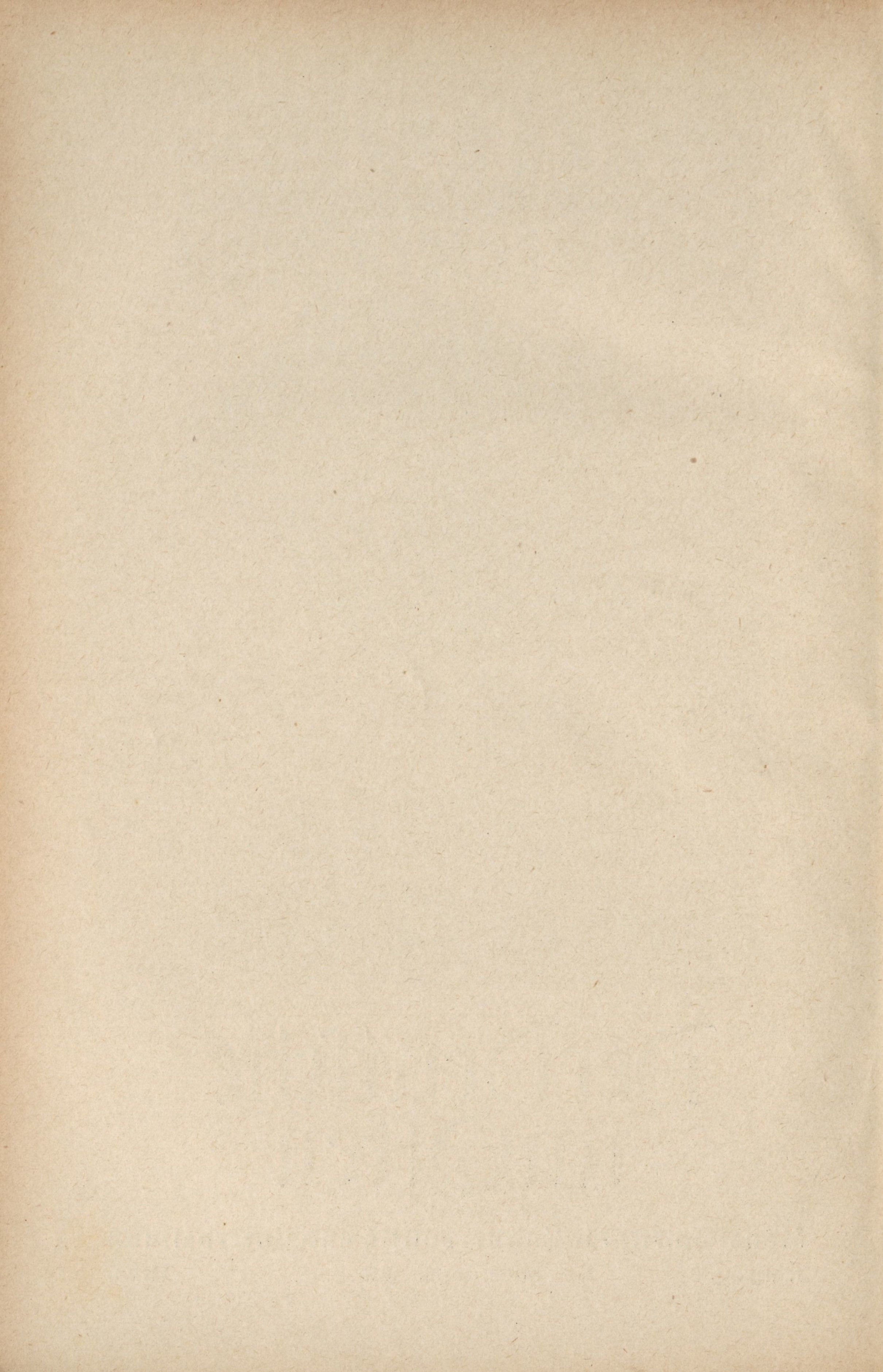


Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2 Mitte August 1939 Heft 6



* * *

Start zum letzten Vernichtungskampf

Die Tragödie der deutschen Volksgruppe in Polen

Das in der polnischen Volksseele tief verwurzelte Minderwertigkeitsgefühl ist nur eine der vielen Schwächen, die sich immer wieder in der Unfähigkeit zu produktivem Schaffen und zu einer festen Sicherung der Lebensgrundlagen des polnischen Volkes offenbaren. Die Geschichte dieses Volkes beweist, daß es aus der Überlegenheit und dem Vorbild seines großen Nachbarn im Westen nie den Nutzen zu ziehen vermochte, der ihm zur Fundamentierung seiner kulturellen und staatlich-politischen Existenz hätte verhelfen können. Wenn das polnische Volk neben dem Volk der achtzig Millionen bestehen wollte, wenn es von der Welt nicht dem Kulturkreis russisch-asiatischer Prägung zugeteilt werden wollte, dann nur über dem Weg, die Wirkungen des geistig-kulturellen Einflusses der deutschen Nation anzuerkennen, und durch kluge überlegte Eigenarbeit und entsprechende Selbstzucht das Vorbild des westlichen Nachbarn in die eigene nationale Form umzuprägen. Die unglückliche Veranlagung der Polen aber führte sie in eine andere Richtung, wo sich in den politisch heftig bewegten Zeiten der Gegenwart die negativen Eigenschaften der polnischen Rasse in aller Kraßheit austoben. Alles, was deutsche Köpfe erdacht, deutsche Hände in und für Polen geschaffen, oder was ihnen auf mittelbarem Wege durch deutsche Leistung auf den verschiedensten Gebieten zugutekam, — sie übernahmen es, zehrten davon, nutzten die Deutschen aus, blieben jedoch in ihrer inneren Einstellung gegenüber dem deutschen Volke unverändert: Sie brachten nicht die innere Größe auf, die von ihnen verwertete Leistung als solche anzuerkennen und dafür wenigstens durch eine vornehme saubere Gesinnung zu danken. Im Gegenteil, das Bewußtsein, daß sie etwas angenommen haben — annehmen mußten, das vom deutschen Volke stammt, ließ und läßt besonders jetzt das dadurch genährte Minderwertigkeitsgefühl in Haßkomplexe umschlagen, die im Zusammenhang mit der letzten politischen Entwicklung in ihren Ausbrüchen geradezu unglaublich erscheinen. Es fällt schwer, bei ähnlichen Auseinandersetzungen in anderen Zeiten, Beispiele zu finden, die man zur Kennzeichnung der jüngsten antideutschen Kampagne in Polen anführen könnte. Die Gesinnung, die unverhüllt gezeigt wird, ist am deutlichsten an der Tatsache zu erkennen, daß man angesichts der Unmöglichkeit, dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit Wunden zu schlagen, sich in seiner Ohnmacht an Wehrlose hält, und das Startsignal zur letzten Vernichtungsattacke gegen die deutsche Volksgruppe in Polen gegeben hat; gegen jene Deutschen, deren Väter aus Oberschlesien ein blühendes Industrieland machten, in polnischen Städten unvergängliche Kultur- und Geistesschöpfungen vollbrachten, in den Westgebieten landwirtschaftliche Musterarbeit leisteten, in weiten Ost-Gebieten Polens Sümpfe trockneten und Wälder rodeten, unter hartem Kolonistenschicksal unerreichte Pionierarbeit leisteten, — gegen jene Deutschen, die dieses großartige Erbe ihrer Väter wohl zu wahren und unter Einsatz aller Kräfte zu erweitern verstanden. Auf wievielen Arbeitsplätzen deutscher Menschen sitzen jetzt Polen? Auf wievielen deutschen Bauerngehöften wirtschaften polnische Nachfolger? Wieviele Deutsche mußten ihre Heimat verlassen um den Verfolgungen zu entgehen? Jede einzelne dieser Fragen birgt Tragödien hunderter und tausender

deutscher Menschen, verursacht durch den Vernichtungswillen und Haß eines Volkes, das durch seine Einstellung jedes Recht auf die Anerkennung seiner eigenen Lebensrechte verwirkt hat.

Die deutsche Volksgruppe in Polen, die die Mentalität des polnischen Menschen kennt und sie zu berücksichtigen gelernt hat, hätte an sich das moralische Recht gehabt, auf Grund ihrer Leistungen besondere Privilegien in Anspruch zu nehmen. Sie hat das nicht getan und sich bei der Wiedererstehung Polens in loyaler Weise in das neue Staatswesen eingefügt, nichts anderes fordernd als das natürliche Recht auf ein nationales Eigenleben. Sie appellierte an das Gewissen der polnischen Nation, die selbst lange Zeit in Unfreiheit lebte und wissen mußte, daß ein Zusammenleben nur auf der Basis der Gleichberechtigung möglich sein konnte. Sie hörte dankbar die Worte des Führers, das deutsche Volk wolle keine Andersvölkischen germanisieren; denn dieser Grundsatz, der im Reich auch praktisch verwirklicht wurde, mußte einen ehrlichen Gegner zu der gleichen Einstellung veranlassen. Immer wieder hat das Deutschtum in Polen seinen Willen zur loyalen Achtung der staatsbürgerlichen Pflichten kundgetan und durch die Tat bewiesen. Es begrüßte mit Genugtuung den jetzt von Polen verratenen Nichtangriffspakt, denn es hatte die letzte Hoffnung auf eine Änderung der polnischen Gesinnung noch nicht aufgegeben. Es vernahm mit Befriedigung die beiderseitige Erklärung über die Volksgruppen vom 5. November 1937, die den Ansatz zu einer Lösung der Nationalitätenfrage bilden sollte. Aus jedem Anzeichen einer Annäherung der beiden Staaten schöpfte die deutsche Volksgruppe die Hoffnung, daß sie auch einen Schritt zu einer Annäherung der beiden Völker bedeute, denn sie sah es ja als eine ihrer vornehmsten Aufgaben an, Brücke zu sein, die vereint und verbindet. Im Gegensatz zu dieser ehrlichen Einstellung der deutschen Seite haben die Polen nie auch nur den geringsten Beweis dafür geliefert, daß sie die Gleichberechtigung, die im polnischen Staate durch Verfassung und Gesetz vorgeschrieben ist, auch in der Praxis anerkennen wollen; ihr Versprechen, daß sie in der Minderheitenerklärung gaben, hat auch nicht in einem einzigen Punkte Erfüllung gefunden. Im Gegenteil! Mit erschreckender Deutlichkeit wurde dem Deutschtum in Polen mehr und mehr bewußt, daß es einem totalen Vernichtungskampfe ausgeliefert war, der gerade unter dem Deckmantel der Verständigungspolitik von Polen mit verstärkter Energie fortgesetzt wurde und der nunmehr — nach der Beendigung der Verständigungsära seinen Höhepunkt erreicht hat und so konsequent an allen Fronten geführt wird, daß er in absehbarer Zeit zum Untergang der gesamten noch eine Million Menschen zählende Menschengruppe und zur Enteignung oder Vernichtung ihrer sämtlichen Güter führen muß, wenn ihm nicht baldigst und mit aller Entschiedenheit Einhalt geboten wird.

Es ist ein stummes Ringen der Verzweiflung, mit der sich die Volksgruppe zur Wehr setzt. Ihre einzige Abwehrwaffe, ein in langen Zeiten des Nationalitätenkampfes erhärtete Bereitschaft zum Widerstand, kann auf die Dauer den ununterbrochenen Schlägen nicht standhalten, da die auf der Gegenseite eingesetzten Machtmittel zu groß sind. Es gibt kein Recht mehr für die Deutschen in Polen, es gibt nur noch Rechte und Gesetze gegen sie. Was in Polen gegen das Eigentum der Volksgruppe unternommen wird, ist legalisierter Raub, was gegen die Freiheit und das Leben der Deutschen geschieht, ist reine Willkür und Brutalität. Als eine einzige große Tragödie zeigt sich das Schicksal des Deutschtums in Polen in der letzten Zeit. Während die Behörden früher bei ihren Maßnahmen wenigstens den Schein einer rechtlichen Grundlage zu wahren versuchten, während sie früher bei antideutschen Ausschreitungen aufgeputschter Elemente zumindest nach Außen hin den Anschein erweckten, als setzten sie sich zum Schutz der Bedrohten und Mißhandelten ein, so wird jetzt der Kampf in aller Offenheit unter der Anleitung der Behörden selbst geführt. Man gibt sich an den verantwortlichen Stellen nicht mehr die Mühe, darauf hinzuweisen, daß „ein untergeordneter Beamter“ oder „unver-

antwortliche Elemente" die Schuldigen seien, die man „nach eingehender Untersuchung zur Verantwortung ziehen wolle"; — ebensowenig wie auch die systematische Hetze der Presse nicht mehr mit dem Hinweis „entschuldigt" wird, daß Warschau dafür nicht verantwortlich gemacht werden könne, da man auf die Oppositionspresse keinen Einfluß habe, die andere Presse „unabhängig" sei und in Polen schließlich „Pressefreiheit" bestehe. Damit ging man auch der Erklärung dafür aus dem Wege, warum die Oppositionspresse, wenn sie den Regierungs- und Verwaltungsorganen unbequem wurde, sehr leicht durch Beschlagnahmen und Verurteilungen der Redakteure gezähmt werden konnte, ebenso wie man seit jeher, trotz der „Pressefreiheit" die volksdeutschen Zeitungen zu knebeln verstand, wenn sie es wagten, sich für die Belange ihrer Volksgruppe einzusetzen. Nun, heute hat sich das geändert. Man macht sich nicht mehr die Mühe, knifflige Ausreden für das Vorgehen gegen das Deutschtum zu suchen. Der Kampf wird zynisch und offen geführt, man scheut den Einsatz keines Mittels.

Es ist bei der Charakterisierung des polnischen Vorgehens klar, daß man sich jetzt nicht mehr in Teil- und Einzelaktionen verzettelt, sondern daß die Schläge systematisch dahin geführt werden, wo man die Hauptlebensnerven der Volksgruppe weiß. So ist es den Polen bereits gelungen, das gesamte völkische Gemeinschaftsleben des Deutschtums zu unterbinden. Die großen völkischen Organisationen hat man zwar noch nicht aufgelöst, ihre Arbeit aber durch Terrorüberfälle auf die Veranstaltungen und vor allem durch behördliche Verbote lahmgelegt. Im Korridor, in Posen, in Lodz und in Oberschlesien, wo noch bis vor kurzem ein blühendes völkisches Organisationsleben der Deutschen herrschte, können keine Zusammenkünfte der Mitglieder der deutschen Organisationen, sei es auf dem Lande oder in den Städten, mehr durchgeführt werden. Entweder die Behörde verbietet sie von vornherein „wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit", oder aber man organisiert eine „empörte Volksmenge", die jede Veranstaltung auf ihre Art zu sprengen versteht. Zahlreiche Verletzte waren in der letzten Zeit die Opfer solcher Terrorgruppen. Wo trotz all dem noch ein völkisches Organisationsleben spürbar ist, nimmt man sich der örtlichen deutschen Führer an, macht das Vermieten von Sälen an Deutsche unmöglich oder nimmt einfach die deutschen Häuser und Heime in Beschlag. Unter den zahlreichen beschlagnahmten „Deutschen Häusern", deren Wert in die Millionen geht, befinden sich eins in Bromberg, zwei in Posen, eins in Lodz, eins in Tarnowitz, also in Städten, die Zentren des Deutschtums sind, wo jetzt aber durch diese Enteignungen und entsprechende Parallelmaßnahmen der oben gekennzeichneten Art das deutsche Organisationsleben vollkommen darnieder liegt. Nichts ist in der volksdeutschen Presse in Polen mehr über jene erhebenden völkischen und kulturellen Veranstaltungen zu lesen, die unseren Volksgenossen in Polen nach einer Zeit innerer Kämpfe und in seinem andauernden Auslandsdeutschen-Schicksal Mut und Kraft zu geben vermochten. Ein wichtiges gemeinschaftsbildendes Werk ist mit der Unterdrückung dieser Veranstaltungen unmöglich gemacht. In vielen der „Deutschen Häuser", in denen noch vor kurzem deutsche Lieder erklangen und von deutscher Art und Ehre gekündet wurde, schallen jetzt polnische Schmählieder und Hetzreden gegen alles, was deutsch ist . . .

Es würde den Rahmen, der diesem Aufsatz geboten ist, sprengen, sollte alles, was der Volksgruppe auf diesem wie auf allen anderen Lebensgebiete genommen wurde, geschildert werden. Neben den völkischen Gemeinschaftsveranstaltungen, der Jugenderziehung, den vielen anderen Aufgaben, die im Rahmen der Organisationen zu erfüllen sind, muß sich das Deutschtum heute jedes kulturelle Erlebnis versagen. Das deutsche Bühnenleben, das besonders in Westpolen durch künstlerisch und völkisch wertvolle Laienbühnen auf ein beachtliches Niveau gebracht wurde, ist vollkommen abgetötet worden. Nicht einmal einen deutschen Film kann sich ein Deutscher ansehen, weil im Zuge der großen antideutschen Boykottaktion kein Lichtspielhaus mehr einen deutschen Film herausbringt. Gesang und Lied können in

größerem Gemeinschaftskreise nicht mehr gepflegt werden. Keine Wandergruppe darf es wagen, ein deutsches Volkslied anzustimmen, zahlreiche Gesangvereine wurden verboten, und jede Verbindung der deutschen Sänger aus Polen mit ihren Sangesbrüdern im Reich ist unmöglich. Als unlängst zum großen Danziger Sängerfest auch deutsche Sänger aus Polen kommen wollten, wurden die Gesangvereine unter Androhung entsprechender Maßnahmen durch die Behörden daran gehindert, — — — was aber wiederum die Polen nicht hinderte, zu einem kurz darauf durchgeführten polnischen Sängertreffen im Korridor ihre Landsleute aus Danzig einzuladen und mit ihnen eine demonstrative Verbrüderungskundgebung zu veranstalten. Im Zuge des Feldzuges gegen die Volksgruppe scheut man sich nicht einmal gegen arme erholungsuchende Kinder vorzugehen. So wurden in der letzten Zeit mehrere Ferienlager, in denen hunderte unterernährter Kinder bedürftiger deutscher Menschen gepflegt wurden, rücksichtslos aufgelöst und die Kinder um ihre Erholung gebracht.

Besonders wirkt sich der antideutsche Kampf auf wirtschaftlichem Gebiete aus, da man hier das Deutschtum an seinem empfindlichsten und lebenswichtigsten Nerv trifft. Wenn die Polen sich schon nicht scheuten noch zu Zeiten der deutsch-polnischen Annäherung und selbst nach der beiderseitigen Minderheitenerklärung den deutschen Großgrundbesitz in einem unerhörten Maße zur Zwangsparzellierung heranzuziehen, so kann man sich vorstellen, was das Deutschtum von der nächsten Parzellierungsliste zu erwarten hat. Der polnische Landwirtschaftsminister Poniatowski selbst hat unlängst in der Versammlung einer polnischen landwirtschaftlichen Organisation im Korridor eine verstärkte Heranziehung des deutschen Grundbesitzes zur Zwangsenteignung auf Grund der Agrarreform versprochen. Noch verheerender wirkt sich auf den deutschen Bodenbesitz das Grenzzonengesetz aus, das bereits zahlreiche Opfer gefordert hat, und dessen verschärfte Anwendung in der letzten Zeit ebenfalls die größten Befürchtungen aufkommen läßt *).

Schwer hat jetzt auch das deutsche Genossenschaftswesen zu kämpfen. In den letzten Wochen wurden zahlreiche deutsche Molkereien geschlossen, die zusammen eine tägliche Milchverarbeitung von fast hunderttausend Litern verzeichnen. Man verlangt von den deutschen Genossenschaften, daß sie eine entsprechende Anzahl von Polen als Mitglieder aufnehmen, die natürlich so hoch sein muß, daß die Genossenschaftsmolkereien dadurch praktisch in polnische Hände übergehen. Es sind Fälle vorgekommen, in denen die Vorstände, die die Übergabe der vom Deutschtum aus eigener Kraft aufgebauten Molkereigenossenschaften verweigerten, verhaftet bzw. aus der Grenzzone gewiesen wurden. Es ist interessant, daß sich dabei die polnischen Behörden ausgerechnet auf sanitäre und hygienische Vorschriften berufen und sie zum Vorwand der Schließung deutscher Molkereien benutzen. Und gleichzeitig melden polnische Zeitungen, daß unter „Mithilfe" staatlicher Stellen „neue" polnische Molkereien entstehen, was im Zusammenhang mit der Schließung so vieler deutscher Molkereien von Bedeutung sei. Diese Presseäußerungen charakterisieren die Maßnahmen gegen deutschen Besitz als das was sie sind: legalisierter Raub!

Die bitterste Not herrscht in Oberschlesien, wo die schon seit mehreren Jahren im Gange befindliche Entlassungsaktion in der Industrie dazu geführt hat, daß von den früher beschäftigten Arbeitern und Angestellten heute kaum noch einer einen Arbeitsplatz hat. Im Teschener Schlesien, dem von Polen annektierten „Olsagebiet", führt der Wojewode Grażyński die gleiche Entlassungsaktion wie in Ostoberschlesien durch, und

*) Zahlenmäßige Angabe über die Verluste, die dem Deutschtum durch Agrarreform und Grenzzonengesetz entstanden sind, brachte das zweite Danzig-Sonderheft des „Deutschen im Osten" (Heft 5, Juli 1939, Jahrgang 2: Otto Martin: „Westpreußen—Pommerellen—Korridor: Grundfragen des Korridorproblems"). Es sei hier nur hinzugefügt, daß seit dem Erscheinen dieses Sonderheftes bis zur Drucklegung dieser neuen Ausgabe die wirtschaftliche Lage des Deutschtums auf allen Gebieten, insbesondere im Posenschen und im Korridor, sich rapide verschlechtert.

man kann sich heute ausrechnen, wann der letzte deutsche Arbeiter und Angestellte seinen Arbeitsplatz verlassen muß. Parallel zu den Kündigungen der Arbeitsplätze laufen die Kündigungen der Dienstwohnungen, und es haben sich außerdem zahlreiche Fälle ereignet, wo Deutschen, die jenseits der Grenze im Reich Arbeit suchten und fanden, die Grenzübertrittsscheine entzogen wurden, so daß man ihnen auf diese Weise jede Erwerbsmöglichkeit nimmt. Die Arbeitslosigkeit zusammen mit den Verfolgungen haben — nicht nur in Oberschlesien! — eine Auswanderungswelle hervorgerufen, die dem Deutschtum bereits empfindliche Verluste geschlagen hat.

Seit Monaten wird eine heftige Boykottaktion in größtem Stil durchgeführt, und damit die Vernichtung der deutschen Betriebe, Kaufleute und Gewerbetreibenden unternommen. Die Umsätze der deutschen Unternehmungen und insbesondere der kleinen deutschen Handwerker und Gewerbetreibenden sind derart zurückgegangen, daß sie längst unter dem Existenzminimum liegen. Zahlreiche Betriebe — allein in Lodz sind es etwa sechshundert — mußten bereits geschlossen werden und wo noch gearbeitet wird, geschieht es ohne Hoffnung auf nur einigermaßen erträglichen Verdienst.

Besonders schwer leiden die deutsche Presse sowie der deutsche Buch- und Zeitschriftenhandel unter dem Boykott. Selbst die wenigen reichsdeutschen Zeitungen, die in Polen noch nicht verboten sind, werden zum größten Teil von der polnischen Post nicht hereingelassen oder können auf Grund der Boykottaktion nicht verkauft werden. Der Freiverkauf im Straßenhandel ist vollkommen unterbunden. An keinem Zeitungsstand sieht man reichsdeutsche oder volksdeutsche Zeitungen. Das Inseratengeschäft der volksdeutschen Zeitungen beschränkt sich auf die wenigen Anzeigen deutscher Unternehmungen, da kein polnischer Kaufmann, selbst wenn er wollte, es nicht wagen kann, in einer deutschen Zeitung zu inserieren. Selbst der Vertrieb der volksdeutschen Zeitungen an die Abonnenten stößt auf schwere Hindernisse, so daß ein entsprechender Ausfall in Kauf genommen werden muß. Mit wenigen Ausnahmen gehen die Zensurbehörden in rücksichtsloser Weise gegen die volksdeutsche Presse vor. Die Beschlagnahmungen deutscher Zeitungen gehen in letzter Zeit in die Hunderte. Deutsche Schriftleiter verbüßten schwere Gefängnisstrafen. Die Urteile gegen deutsche Schriftleiter mehren sich und einer Reihe von ihren ist bereits die Berufsausübung unmöglich gemacht. Die Einstellung der Richter gegenüber den deutschen Schriftleitern an den einzelnen Urteilen zu zeigen, würde zu weit führen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ein junger deutscher Schriftleiter wurde dieser Tage zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, weil er in seiner Zeitung eine Nachricht abgedruckt hatte, die in anderen Zeitungen unbeanstandet erscheinen durfte. Die Willkür der Urteile zeigt sich hier ebenso, wie bei den Prozessen gegen zahlreiche andere Deutsche in allen Gebieten Polens, die man unter die unsinnigsten Anklagen stellt. Es genügt, ein lobendes Wort über die Verhältnisse in Deutschland zu sagen, und man kann mit einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe rechnen. Hunderte von Deutschen sitzen in polnischen Gefängnissen, nur weil sie Deutsche sind und ihr Volkstum nicht verleugnen.

Selbst auf dem Gebiete der Kirche ist das Deutschtum einer unerhörten Vergewaltigungsaktion ausgesetzt. Die rein deutschen evangelischen Kirchen in Ostpolen und Mittelpolen sowie in Oberschlesien unterliegen einer Polonisierungskampagne, gegen die nach der gewaltsamen Beseitigung der deutschen Leitung jeder Widerstand, so zähe er auch geführt wird, erfolglos bleibt. Auch die deutschen katholischen Gottesdienste sind in Oberschlesien, wo das Deutschtum zum größten Teil katholisch ist, abgeschafft worden! Es kam wiederholt zu schweren Zwischenfällen während der Gottesdienste, die von polnischen Störungsgruppen inszeniert wurden, die aber schließlich zur Folge hatten, daß deutsche Menschen, darunter sogar ein deutscher katholischer Priester verhaftet und verurteilt wurden.

Kein Lebensgebiet des Deutschtums in Polen gibt es, auf dem nicht nach zwei Jahrzehnten ständigem Kampfes nun der letzte Vernichtungsfeldzug begonnen hätte.

Wie lange kann das Deutschtum noch standhalten? Diese Frage ist nur zu berechtigt, weil die Vernichtungsaktion, die jetzt geführt wird, schon zu viele und schwere Opfer gefordert hat. Trotz allem ist der Widerstandswille der Volksgruppe nicht gebrochen. Selbst ein noch verstärkterer Ansturm wird den tapferen Deutschen dort, die nunmehr seit 20 Jahren den ständigen Drangsalierungen des Polentums ausgesetzt sind, den Mut zum Ausharren nicht rauben können!

Draußen im Wind der Welt

Keiner Feinde Drohn und Hassen hat uns den Glauben an Dich geraubt, —
Immer standest Du, Deutschland, als Gottes Stern über unserm Haupt,
Immer in finsteren Nächten, wenn unser Tun allen Trost verlor,
Wuchs aus dem tiefsten Grund unsrer Seele gewaltig Dein Lied empor.

In Frost und Elend der Fremde beschworen wir Dein Gesicht
Bis wir mit brennenden Blicken erschaut Dein heimlichstes Licht,
Bis wir, die Einsam-Vergessnen draußen im Wind der Welt,
Wieder in Ehren wurden in unser einziges Erbe gestellt.

Nun schreiten als rechte Söhne wir mit in des Volkes Zug.
Und tragen sein innerstes Siegel zum Pfand auf Sichel und Pflug,
Nun fürchten wir nimmer die Stürme, reift unsere Ernte heran:
Deine bergende Scheuer ist wieder uns allen aufgetan.

Wir bringen Dir unsere Garben und nehmen Dein Korn zur Saat
Wir sind Deine pflichtigen Schnitter auf dem Felde der deutschen Mahd
Und stehn, wo immer wir schaffen durch Wunsch und freieste Wahl
Mit unserm Werk und Willen in Deinem segnenden Strahl.

Und hüten in herber Treue, was wir aus Deinem Schoß,
Zu Lehn und Lohn empfingen an Wundern rein und groß,
Und lauschen dem Gruß Deiner Felder und Deiner Gassen goldnen Sang
Und Deiner ragenden Dome dunklen Glockenklang.

O Deutschland, heilige Heimat, wir bleiben Dir zugewandt
Und glühen in Deinem Glauben und brennen in Deinem Brand,
Und tragen im Staub aller Straßen und von segenden Wettern umhüllt
Im Herzen doch immer und ewig allein Dein leuchtendes Bild.

Sigismund Banek

Heinz Weber-Kattowitz

Die Legende von den polnischen „Aufständen in Oberschlesien"

Die Insurgentenhaufen Korfantys und ihr geistiger Erbe Grażyński

Das graue Bild der polnischen Gegenwart zwingt die Nationalisten dieses Volkes dazu, sich an vermeintlichen Großtaten der Vergangenheit zu berauschen. Was dabei an Verzerrungen der Geschichte herauskommt, hat gerade die letzte Zeit an den Tag gelegt. Kein Wunder, daß der polnische Chauvinismus, der in längst vergangene Zeiten ein monströses Gebäude polnischer Größe und Herrlichkeit hineinkonstruiert und die Jahrhunderte mit Siegen der Waffen Polens über das deutsche Volk anfüllt, auch Beweise polnischen Heldenmutes in der jüngeren Zeitgeschichte dringend braucht. Diesen Zweck hatte u. a. die Legende von den „Aufständen" in Oberschlesien zu erfüllen.

Der Terror bewaffneter polnischer Banden, der mit dieser hochklingenden Bezeichnung bedacht wurde, begann vor zwanzig Jahren. Am 16. August 1919 überschritten die in Polen ausgerüsteten „Aufständischen" bei Myslowitz die deutsche Grenze. Binnen einer Woche hatten die Männer der 23. deutschen Infanteriedivision unter General Höfer dem grauenhaften Treiben der Soldateska Korfantys ein Ende bereitet. Fast auf den Tag genau ein Jahr später, am 19. August 1920, begann der zweite polnische Putsch. Wieder setzten sich die deutschen Waffen in wenigen Tagen durch. Aber nun herrschte in Oppeln bereits die „Interalliierte Kommission", an deren Spitze der französische General und eindeutige Parteigänger Korfantys Le Rond stand. Dieses Regime brachte es mit sich, daß aus der militärischen Niederlage der Insurgenten doch ein politischer Erfolg der Polen werden konnte. Nach dem deutschen Abstimmungssieg vom März 1921 brach im Juli dieses Jahres der dritte polnische „Aufstand" aus. Warschau war bestrebt, damit vollendete Tatsachen zu schaffen und sandte darum noch stärkere und noch besser bewaffnete Kräfte nach Oberschlesien. Die deutschen Freikorpskämpfer aus allen Teilen des Reiches und der oberschlesische Selbstschutz, Männer, die zum großen Teil nur mit Knüppeln und Messern bewaffnet waren, warfen sich der polnischen Übermacht heldenmütig entgegen. Ihre siegreichen Stürme bei Annaberg und Cosel sind zu Ruhmestaten der Geschichte deutscher Waffen geworden. Die Insurgentenhaufen gerieten in Auflösung, und die Befreiung der von den Polen umklammerten Städte des Industriegebiets stand dicht bevor. Da bereitet das perfide Spiel Le Ronds dem deutschen Siegeszug ein jähes Ende. Das Eingreifen dieses Franzosen sicherte den polnischen Insurgenten zwar nicht den erstrebten Gewinn allen oberschlesischen Landes bis Oppeln hin, brachte aber der polnischen Führung doch einen politischen Erfolg, der zum Ausgangspunkt der Zuteilung des heutigen Ostoberschlesiens an den polnischen Staat werden konnte. Es gibt keine schamlosere Verdrehung geschichtlicher Tatsachen, als die in Polen übliche Verherrlichung der oberschlesischen „Aufstände" als Siege polnischer Waffen. In diesen Insurgentenkriegen gab es nur militärische Niederlagen auf polnischer Seite. Zu Erfolgen wurden der zweite und der dritte Putsch erst durch den politischen Beistand des damals in Oberschlesien allmächtigen französischen Generals Le Rond. — Diese Tatsache erfordert eine knappe Umreißung der politischen Entwicklung in Oberschlesien in der ersten Nachkriegszeit und des Ganges der Ereignisse.



Unruhen in Oberschlesien

Französische Infanterie in den Straßen von Kattowitz

Schon in den Tagen des deutschen Zusammenbruches hatte sich in Oberschlesien ein „Polnischer Volksrat" gebildet, an dessen Spitze sich Wojciech Korfanty gestellt hatte, der am 16. August 1939, genau 20 Jahre nach dem Beginn des ersten oberschlesischen „Aufstandes", in Warschau gestorben ist*). Dieser ehrgeizige Einpeitscher der polnischen politischen Bewegung im Regierungsbezirk Oppeln, der schon vor dem Kriege ein Mandat im Preußischen Landtag und später im Reichstag errungen hatte, sah nun seine große Zeit angebrochen. Der Osten des oberschlesischen Industriegebietes stieß seit 1918 an die Grenze eines unabhängigen polnischen Staates, in dem Korfanty nach der Einverleibung seiner Heimat eine führende politische Rolle zu spielen gedachte. Oberschlesien würde der wertvollste Teil dieses neuen Staates werden, und niemand war da, der ihm den Rang eines Führers des Polentums in der schwerindustriellen Provinz Polens hätte streitig machen können. Zu welchen Gipfeln konnte nun seine, des oberschlesischen Bergarbeitersohnes, Laufbahn führen! Ein an der Spitze der noch nicht schlagkräftigen polnischen Bewegung stehender katholischer Geistlicher hatte ihm eine höhere Schulbildung ermöglicht und ihn später in den Sattel der Polenpolitik im preußischen Osten gehoben. Er, Korfanty, hatte aus dieser Sache erst etwas gemacht! Alle Ansatzpunkte, die das öffentliche Leben seiner Heimat für seine Tätigkeit bot, hatte er mit dem sicheren Blick des politischen Agitators aufgespürt. Es waren vor allem die sozialen Spannungen, wie sie sich damals in jedem Industrierevier Deutschlands geltend machten, und weiter die konfessionellen Fragen in diesem katholischen Lande. Überall legt er seine Angeln aus. Der Köder aber war zunächst noch längst nicht

*) Vgl. dazu den Aufsatz: „Machura, Wojciech Korfanty, ein polnischer Terrorist."

das Versprechen einer besseren Zukunft des oberschlesischen Bauern, Berg- und Hüttenmannes in einem freien polnischen Staat. Dazu waren diese Menschen noch viel zu sehr der deutschen Kultur und deutschem staatlichen Denken verhaftet. Die Oberschlesier mußten sehr behutsam bearbeitet werden. Aber es gab mancherlei gangbare Wege. Da waren die Empfindlichkeiten des oberschlesischen Elements, das von kurzsichtigen Bürgern nicht nur nicht ernst genommen, sondern sogar nach Herzenslust verspottet und bewitzelt wurde. Wenn man von ihnen sprach oder über sie schrieb, bezeichnete man sie als „Wasserpollacken". Ein Ball, der Herrn Wojciech Korfanty und seinen Männern zugeworfen wurde, und mit dem man nun weiter jonglieren konnte. Wasserpollacken? Ei, ganz ausgezeichnet, also Pollacken, also doch Polen! Ihr seid Polen, ihr Oberschlesier, hört ihr es, die Deutschen rufen es euch ja täglich zu! Natürlich seid ihr Polen, denn ihr sprecht ja Polnisch, euer Pfarrer predigt zu euch ja Polnisch, ihr betet ja Polnisch. Ist das alles so, weil ihr Deutsche seid? — So wurde die slawische Haussprache der Oberschlesier, an der in weiten Teilen des Landes — ohne politische Absicht und ohne die Absicht einer inneren Abgrenzung vom Deutschtum! — — so zähe festgehalten wurde, zu einem „schönen Altpolnisch" erklärt . . . Auf allen diesen Wegen konnte die polnische Propaganda viele Menschen zu sich heranziehen, die sich jedoch hütete, das eigentliche Ziel ihrer Tätigkeit beim Namen zu nennen: die Angliederung Oberschlesiens an einen zu schaffenden polnischen Staat.

Nach dem deutschen Zusammenbruch aber durfte der Knüppel aus dem Sack. Wie soll es euch in Deutschland ergehen, ihr Oberschlesier, hieß es, ihr lebt von der Industrie, und was soll aus der Industrie in einem wirtschaftlich so hoffnungslos zusammengebrochenen Lande werden? Ihr wäret dem Hungertode ausgeliefert. Diese materialistische Melodie



Bande polnischer Insurgenten Korfantys hat sich auf einer oberschlesischen Straße gegen den Selbstschutz verschanzt



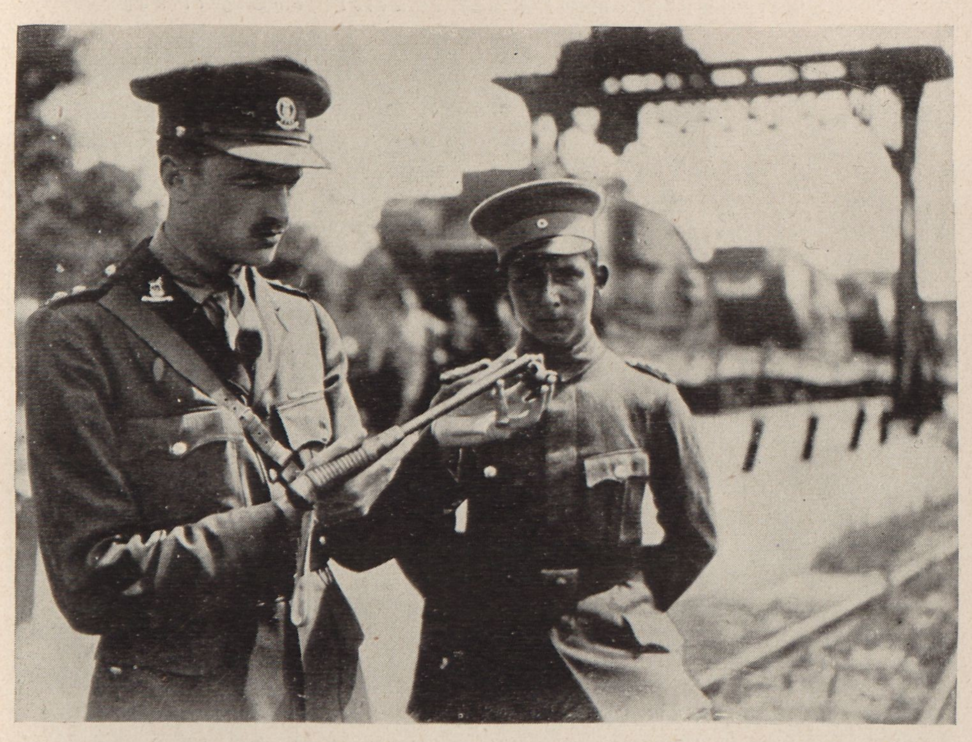
Polenaufstand in Oberschlesien
Deutscher Apo-Mann und englische Soldaten als Kontrolle an einem Bahnübergang

wurde von einer anderen wirksam untermalt: Unser Glaube, ihr Oberschlesier, unsere heilige Kirche ist in Deutschland bedroht! Heute regieren hier die Sozialdemokraten, schon erheben die Spartakisten und Kommunisten ihr Haupt, und morgen wird es in Deutschland wie in Rußland sein. Man wird euch den Herrn Pfarrer nehmen, die Kirche, den Glauben und die Seligkeit! — So wurde der Zweifel an einem gesicherten, deutschen staatlichen Leben in die Hirne der Oberschlesier gebohrt. Die Sprache wurde immer rücksichtsloser. Die Kreise, die nun im noch deutschen Oberschlesien ihre Herrschaft nach dem Zusammenbruch begründet hatten, die Roten und die Schwarzen, hatten nicht den inneren Schwung oder auch gar nicht einmal die Absicht, diesem gefährlichen Treiben entgegenzutreten. Erst langsam gestaltete sich die Front der Abwehr. Ihr war es um so schwerer, sich zusammenzufinden, als die Berliner Stellen immer wieder zum Leisetreten gegen die Polen mahnten oder ein aktives Zugreifen mit Gewalt verhinderten. Korfantys Polnischer Volksrat aber hatte in der deutschen Stadt Beuthen ein ganzes Hotel zum Stabsquartier umgestaltet und arbeitete mit allen Mitteln der Volksverführung.

Der Geist, der allein Wandel schaffen konnte, war der Geist der Front. Aber noch wichtiger als die Aufrüttelung der deutschen politischen Gruppen war im Augenblick die Herstellung eines militärischen Schutzes, denn die Gefahr eines polnischen Einmarsches drohte unablässig. Was an deutschen bewaffneten Kräften im Lande war, war mehr als kläglich. Es waren die disziplinlosen Formationen der „Volkswehr", die von den Arbeiter- und Soldatenräten geleitet wurden und die sich hier und da sogar mit dem Feind im eigenen Lande, den Polen, verbrüdert hatten. Da kam endlich die befreiende Kunde, daß die in tadelloser Haltung von der zusammenge-

brochenen Front zurückgekehrte 117. Infanteriedivision unter General Höfer im Anmarsch sei. Aber nur bis Breslau kam die Truppe gesund, denn in der Hauptstadt des bedrohten Schlesien übten die Arbeiter- und Soldatenräte ihren zersetzenden Einfluß aus. Viele Soldaten fuhren nach Hause. Nur noch ein Teil bezog die Grenzwacht unter Höfer. Nach einigen Monaten wurde der zuverlässige Rest in eine Reichswehrbrigade umgewandelt. Höfer erhielt Verstärkung durch verschiedene Freikorpsformationen, die trotz skandalöser Behinderungen durch deutsche Machthaber nach Oberschlesien gelangt waren. Auch viele deutsche Oberschlesier stellten sich in die Reihen der freiwilligen Kämpfer für dieses deutsche Land.

Unter dem Schutz der Waffen hebt sich die Stimmung. Als am 17. Mai 1919 der deutschen Abordnung in Versailles der erste Vertragsentwurf überreicht wird, der die Abtretung des ganzen „zweisprachigen Teils von Oberschlesien" an Polen vorsieht, nehmen deutsche Massenkundgebungen einen solchen Umfang an, daß sogar ausländische Beobachter beeindruckt werden. Aber die polnischen Agenten und die Marxisten radikalster Färbung schüren weiter. Überall kommt es zu Streiks, schließlich Mitte August 1919, zum Generalstreik. Er ist das Signal für das erste Losbrechen der Banden Korfantys. Ausgangspunkt ist das dicht hinter der polnischen Grenze gelegene Sosnowitz, und so wird von dem Putsch auch besonders stark der Ostteil des Industriegebietes und die angrenzenden Kreise Pleß und Rybnik erfaßt. Doch binnen kurzem haben die deutschen Kämpfer gesiegt. In den Tagen der Bandenherrschaft müssen die Deutschen in den kleinen Städten und Dörfern Unendliches erleiden, viele von ihnen werden auf polnisches Gebiet ge-



Polenaufstand in Oberschlesien
Englischer Offizier mit dem Totschläger eines polnischen Gefangenen



Vom Aufstand in Oberschlesien

Polnische Aufständische mit ihrer weiblichen Begleitung

schleppt, dessen Grenze für die Insurgenten dauernd offen ist. Unter den polnischen „Aufständischen" waren Hallersoldaten, pilsudskistische Legionäre und reguläre Truppen mit Sicherheit festzustellen. Gerade in den Tagen des Aufstandes aber spricht in Weimar der deutsche Reichskanzler Bauer der polnischen Regierung die Anerkennung dafür aus, daß sie dem Putsch in Oberschlesien fernstehe . . .

Die Ungewißheit um das Schicksal ihrer Heimat peinigt die deutschen Oberschlesier weiter. Kurz nachdem gegen den Widerstand der polnischen Abordnung in Versailles der Beschluß gefaßt worden war, daß eine Abstimmung stattzufinden habe, zieht als Kontrollorgan die Interalliierte Kommission, auch mit weitgehenden Vollmachten für die Verwaltung des Gebietes versehen, in Oppeln ein. Sie besteht aus Franzosen, Engländern und Italienern. Während General LeRond auf ein „korrektes" Verhältnis seiner Behörde zum deutschen Abstimmungskommissariat hält, steht er zum polnischen Beauftragten für die Abstimmung, Korfanty, sofort in intimsten Beziehungen. Ein Dorn im Auge ist beiden die deutsche Abstimmungspolizei, die nach dem internationalen Statut eingerichtet worden war, das die oberschlesischen Verhältnisse für die Zeit vor dem Plebiszit regelte. Jetzt im Schutz der französischen Bajonette beginnt für die polnischen Agitatoren eine gute Zeit. Die Monate bis zu der unerwünschten Volksabstimmung, dieser für Polen so zweifelhaften Sache, gilt es zu nutzen. Die deutsche Abwehrfront steht, und ihre Werbung für den deutschen Gedanken kann gefährlich werden. Man darf die schon für die polnische Seite gewonnenen Oberschlesier nicht zum ruhigen Nachdenken über die in sie hineingehämmerten polnischen Schlagworte kommen lassen, die Argumente der Deutschen müssen zum Schweigen gebracht werden. Einschüchterung

scheint das beste Mittel zu sein. Polnische Rollkommandos werden in Bewegung gesetzt. Sie haben leichte Arbeit, denn gerade in den Städten und Industriegemeinden des Zentralreviers, auf das es am meisten ankommt, stehen die französischen Garnisonen, und die drücken beide Augen zu. Aber der Versuch deutscher Gegenschläge wird streng geahndet!

Monatelang darf der polnische Terror ungestört hausen. Die Zeit ist günstig für einen zweiten „Aufstand". Er wird am 19. August 1920 in Szene gesetzt. Doch welch trauriges Bild trotz aller Begünstigung durch die Franzosen! Die deutschen Freiwilligen müssen mit dem Eingreifen der Besatzungsarmee gegen sie rechnen, aber sie ersticken trotzdem den Putsch. Auch die deutsche Abstimmungspolizei tut, was ihre Pflicht im Dienst der Ordnung ist, aber in zahlreichen Orten wird sie von den Franzosen entwaffnet. So sorgen die Soldaten des Generals Le Rond ihrerseits für Ordnung! Der „Aufstand" bricht trotz dieser Hilfestellung von mächtiger Seite zusammen. Aber einen großen politischen Erfolg für Herrn Korfanty bringt er trotzdem ein: die deutsche Sicherheitspolizei wird aufgelöst und an ihre Stelle eine deutsch-polnische Polizei gesetzt. Wo es Wojciech Korfanty und seinen Leuten jedoch gut erscheint, da besteht diese „paritätische" Polizei nur aus Männern ihrer Rollkommandos ... Der polnische Terror kann also weiter gedeihen.

Fast ein Jahr dauern diese unmöglichen Zustände an. Je länger die Abstimmung herausgeschoben wird, desto besser für die polnische Sache. Der Terror wird diese „Orgeschs", die „Germanys" schon klein kriegen! Endlich wird am 20. März 1921 abgestimmt. Der deutsche Sieg ist klar. 707 393 Stimmen werden für Deutschland abgegeben, und nur 479 365 erhält Polen. Die Interalliierte Kommission in Oppeln, in der ja nicht nur Herr Le Rond sitzt, vertritt den Standpunkt, daß nach einem solchen Abstimmungsergebnis



Kämpfe in Oberschlesien



1921. Eine interessante Aufnahme, die bei polnischen Gefangenen in den Kämpfen um den Annaberg gefunden wurde

Die Tafelaufschrift heißt auf deutsch: „Polen, Franzosen: gutt — „Boches“: kaput“

nicht ganz Oberschlesien an Polen abgetreten werden dürfe. Korfanty bekommt Wind von dieser Meinung der hohen Herren in Oppeln, und sofort beschließt er, vollendete Tatsachen zu schaffen. Was er nun tut, ist ein vollendetes Stück politischen Gangstertums, würdig des Mannes, der schon zweimal vorher zu dem Manöver gegriffen hat, politische Entscheidungen durch den Einsatz bewaffneter Banden herbeizuführen. Das benachbarte Sosnowitz ist ja längst wieder zu einem polnischen Heerlager ausgestaltet, es ist voll von regulären Truppen, für deren ausgezeichnete Bewaffnung der französische Freund gesorgt hat. Aber ehe dieses Heerlager seine Massen nach Oberschlesien ausschütten soll, muß im Lande selbst die Stimmung vorbereitet werden. Korfanty nimmt das selbst in die Hand. In der Arbeiterschaft ist die Streiklust wieder einmal sehr stark. Man drückt also auf den sozialpolitischen Knopf! Kaum hat Korfanty von dem Beschluß der Oppelner Kommission erfahren, lanciert er in die ihm gefügige „Oberschlesische Grenzzeitung“, die ihr Gift in deutscher und polnischer Sprache ausstreut, einen Bericht, der in diesem Arbeiterland die Leidenschaften bis zum Äußersten aufpeitschen muß. Korfanty erfindet eine Sitzung der deutschen Industrieführer des Landes, die in Kattowitz stattgefunden haben soll. Er erfindet Ausführungen der einzelnen Generaldirektoren, die er namentlich nennt, und die in dem angeblichen Beschluß gipfeln, sämtliche Werkanlagen zu zerstören, um dem oberschlesischen Berg- und Hüttenmann das Brot zu nehmen und ihn so der deutschen politischen Führung gefügig zu machen. Diese Nummer der „Grenzzeitung“ wird in hunderttausenden von Exemplaren in die Massen geworfen. Der in der Luft hängende Generalstreik hat nun seine Parole. Hunderte von Agitatoren bringen die Sache erst auf die richtige Ebene. Dieses obskure Blatt



Jubelnder Empfang der Reichswehrtruppen in Oberschlesien
Kinder schmücken die Soldaten in Kreuzburg mit Blumen

schrieb zwar nur von Industrieführern, die solche Beschlüsse gefaßt hätten. Der Kommentar wird geflüstert oder in Versammlungen unter freiem Himmel in die erregte Arbeiterschaft hineingebellt. Diese Industriellen sind D e u t s c h e, hinter ihnen steht Deutschland, — so ist die deutsche Politik! Die Rettung des oberschlesischen Arbeiters liegt nur bei Polen! Am 2. Mai 1921 beginnt der General-

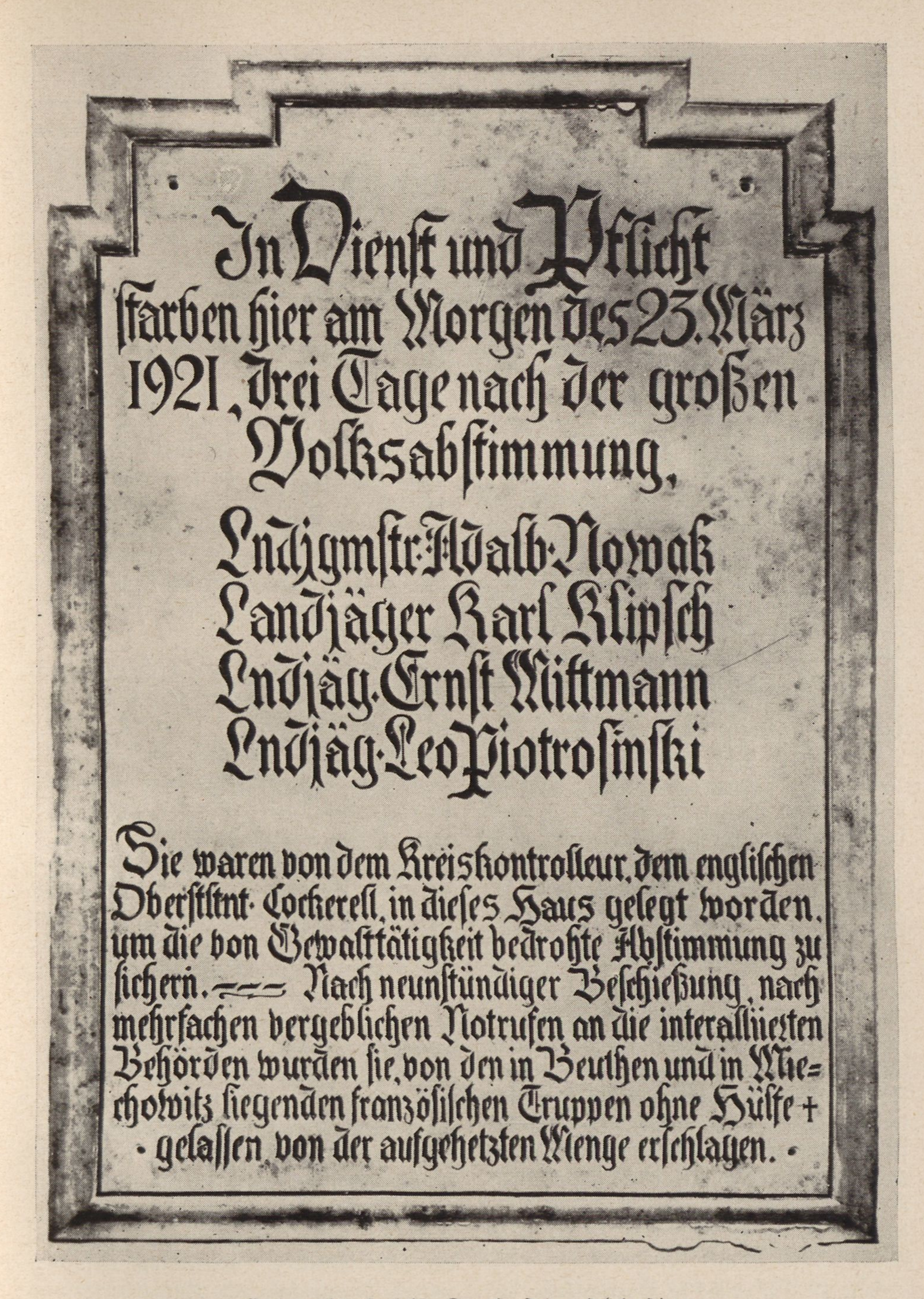
streik. Der Tag ist gut gewählt, denn morgen ist der 3. Mai, der polnische Nationalfeiertag! Im Morgengrauen dieses 3. Mai öffnen sich die Schleusen von Sosnowitz. Der dritte „Aufstand" hat begonnen.

„An die Oder!", das ist seine Losung. In die mit den Garnisonen der Alliierten belegten Städte können die Insurgenten, in Wirklichkeit zum größten Teil Soldaten der Polnischen Republik, nicht hinein. Dem muß sich selbst General Le Rond widersetzen, denn den italienischen und englischen Mitgliedern der Kommission sind Bedenken gegen das Spiel in Oberschlesien gekommen; im Unterhaus sind schon abfällige Reden über diese Angelegenheit laut geworden. Aber das flache Land ist den Banden offen. Sie hausen schlimmer denn je und stoßen immer weiter nach Westen vor. Im Kreise Rybnik stehen die Italiener, und sie sehen in dem Putsch das, was er ist, nämlich eine Störung der Ordnung. Bei Nikolai tritt eine italienische Abteilung den Horden Korfantys entgegen. Sie weicht nicht zurück, und es entwickelt sich ein Gefecht, bei dem die Italiener von der Übermacht überrannt werden. Sie verlieren ungefähr 80 Tote und Verwundete. Die Insurgenten können das Industriegebiet hinter sich lassen, aber nun stoßen sie auf die deutschen Selbstschutzkämpfer. Diese sind ihnen an Zahl weit unterlegen und mangelhaft bewaffnet. Aber sie werfen sie täglich weiter zurück! Der Annaberg ist die das Land beherrschende Höhe und hier verschanzen sich die Polen mit ihrer Artillerie und ihren Maschinengewehren. Doch in einem unvergleichlichen Sturm wird dieser Berg Schritt für Schritt erobert. Als die ersten guten Waffen in der Hand der Freikorps- und Selbstschutzleute sind, gibt es bei den Polen kein Halten mehr. In wilder Flucht suchen sie Rettung im östlichen Teil des Gebietes. Die Deutschen schicken sich an, sie zu verfolgen, aber General Le Rond weiß es zu verhindern, daß ganze Arbeit gemacht wird. Er fordert sofortige Einstellung aller Aktionen. Wolle General Höfer darauf nicht eingehen, so müßte er, der Franzose, seine Garnisonen aus den Städten des Industriegebietes zurückziehen. Das kann der deutsche Truppenführer nicht zulassen, denn diese Städte sind von den Insurgentenbanden umfaßt, hart an den letzten Häusern verläuft die Grenze des Herrschaftsgebietes der „Aufständischen", und in jeder Nacht muß sich der Selbstschutz in den Städten den hier und da einsickernden Trupps von Korfantyleuten entgegenwerfen. Würden diese Industriestädte nach dem Abzug der französischen Garnisonen auch nur einige Stunden lang dem Terror der polnischen Horden preisgegeben sein, sie würden schreckliches durchleben! General Höfer kann die Volksgenossen im Industriegebiet dieser Gefahr nicht aussetzen. So wird der siegreiche Vormarsch der Korps gestoppt.

Nun nimmt die Entwicklung ihren Lauf, nicht mehr bestimmt von den Einbrüchen polnischer Insurgentenbanden ins Land und ihrer Abwehr durch freiwillige deutsche Schützer der Heimat, sondern bestimmt von den „Siegern" des Weltkrieges. Trotz des eindeutigen deutschen Abstimmungssieges beschließt die Botschafterkonferenz zu Paris die Teilung Oberschlesiens, die willkürliche Zerreißung eines einheitlichen Wirtschafts- und Lebensraumes. Polens Anteil ist so reich, daß von den Schätzen der oberschlesischen Erde für Deutschland nur ein kleiner Teil übrigbleibt.

* * *

Am 19. August 1939 feiert das System des berüchtigten oberschlesischen Wojewoden, Grażyński, den „Sieg" vor 20 Jahren, durch den angeblich das Land für Polen errungen wurde. Dem Deutschtum des Landes ist das Geschehen vor 20 Jahren noch gegenwärtig, aber es ist doch verwischt durch den schrecklichen polnischen Terror der Gegenwart. Auch die Drangsal der vorangegangenen Jahre macht im Bewußtsein der deutschen Volksgruppe die Grenzen zwischen der Verfolgung in der Zeit der Bandenkriege und der Zeit der polnischen Herrschaft fließend. Seit 20 Jahren ist es nicht mehr zur Ruhe gekommen. Die Schilderung des Leidensweges der oberschlesischen Deutschen würde ein Buch füllen. Er kann hier nur in ganz großen Zügen umrissen werden.



Gedenktafel in Karf, Oberschlesien

Im Jahre 1922 wurde das Regime der Interalliierten Kommission beendigt, und das Land dem polnischen Staate einverleibt. Für fünfzehn Jahre wurde die Übergangszeit der Geltung des Deutsch-Polnischen Abkommens über Oberschlesien, der sogenannten Genfer Konvention, geschaffen. Die Gemischte Kommission unter dem Vorsitz des Schweizers Calonder sollte den

Ausgleich der deutschen und der polnischen Interessen sichern. Calonder waltete seines Amtes mit einem hohen Maß von Gerechtigkeitsgefühl. Aber seine Möglichkeiten waren nicht ausreichend, die verderblichen Folgen des polnischen Regierungssystems auszuschalten. Der polnische Kampf gegen das Deutschtum richtete sich zunächst gegen die deutsche Schule, die von Anfang an in einen schweren Lebenskampf gestellt war. Mit Gewalt wurde versucht, die Anmeldungen deutscher Kinder für die deutsche Schule zu unterbinden; die Wochen der Schulanmeldung wurden in jedem Sommer zu Zeiten schwersten Terrors. Bald machten sich auch die rasch polonisierten Werksverwaltungen zu Sachwaltern der polnischen Schule. Deutsche Väter, die ihre Kinder den deutschen Lehranstalten zuführten, wurden in Massen entlassen. Doch dieser erbarmungslose polnische Kampf konnte nur einen kleinen Teil der deutschen Eltern schwankend machen. Vom Jahre 1927 an wurden die Deutschen systematisch aus den Werken der Schwerindustrie entfernt, Arbeiter ebenso wie Angestellte. Die Not, die nun in die Reihen des Deutschtums einzog, läßt sich mit Worten nicht schildern. Die Entlassungen nahmen an Intensität immer mehr zu, und etwa vom Jahre 1932 an war Deutschsein in Ostoberschlesien fast gleichbedeutend mit arbeitslos sein. Aber gerade in diesen schweren Jahren stärkt sich das deutsche Bekenntnis in wundervoller Weise. Die Idee des deutschen Nationalsozialismus konnte auch die Herzen der Deutschen in Ostoberschlesien mit neuem Mut erfüllen. Die Kattowitzer Wojewodschaftsverwaltung stand trotz der Anwendung perfidester Mittel dieser Bewegung ohnmächtig gegenüber. Mochte sie auch immer neue Deutsche in ein unsagbares Elend stürzen, der politische Effekt all dieser skrupellosen Handlungen blieb aus.

Seit 1926 herrscht in Oberschlesien unumschränkt der Galizier Dr. Grażyński. Sein Kampf richtete sich zunächst ebenso scharf gegen die von Korfanty geführte antipilsudskistische Opposition wie gegen das Deutschtum. Korfanty wurde seines politischen Einflusses weitgehend entblößt, und schließlich als politischer Häftling nach Brest-Litowsk gebracht und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt. Jahrelang hielt er sich als politischer Emigrant in der Tschecho-Slowakei auf. Als er im Frühjahr 1939 zusammen mit den anderen Brester Verurteilten nach Polen zurückkehrte, wurde er verhaftet. Erst vor kurzem ist er aus einem Warschauer Gefängnis entlassen worden. Daß es ihm schlechter ergangen war, als den übrigen ehemaligen Emigranten, liegt an dem tiefen Haß des Wojewoden Grażyński. Dieser hatte am „polnischen Aufstand" als polnischer Offizier teilgenommen, und zwischen den Insurgentenführern Korfanty und Grażyński war es bald zu so schweren Zerwürfnissen gekommen, daß sie sich aus ihrer Machtvollkommenheit heraus gegenseitig mit Erschießen drohten. Das Chaos der Bandenherrschaft wirkt sich also bis heute im polnischen Leben Ostoberschlesiens aus.

Korfanty hat nach dem pilsudskistischen Umsturz als der Wortführer des polnischen Oberschlesiertums gegolten, das er gegenüber den Machtansprüchen des ins Land geströmten Galiziertums verteidigt hatte. Heute spielt Korfanty diese Rolle nicht mehr, aber die Front der Oberschlesier gegen das galizische Regime hat sich nur noch gestärkt. Der Oberschlesier ist erbittert darüber, daß er in seiner Heimat nur noch eine untergeordnete Rolle spielt, daß er in der politischen Verwaltung des Landes nicht mitzureden hat, daß alle höheren Beamtenstellen in den Händen von Zuwanderern aus dem Innern Polens sind und daß die Industrie, bis hinein in die mittleren und unteren Angestelltenposten zur Domäne der Zuwanderer geworden ist, ja daß selbst die Arbeiterschaft sich zum großen Teil aus Menschen aus Kongreßpolen und Galizien rekrutiert, während tausende von Oberschlesiern arbeitslos auf der Straße liegen, bzw. als Kurzarbeiter ein kümmerliches Leben fristen. Die Masse des Oberschlesiertums lehnt heute bereits den polnischen Staat ab und blickt sehnsüchtig über die nahe Grenze, wo die Industrie voll beschäftigt ist und der Arbeiter sein gutes Auskommen hat. Die galizische Verwaltung hängt angesichts

einer solchen Volksstimmung in der Luft. Sie kann sich nur noch auf die Elemente stützen, die sich um materieller Vorteile willen zu Bütteln des Grażynski'schen Systems gemacht haben. Aber mögen sich deren Terrorakte gegenüber dem Deutschtum täglich häufen, die große Masse der „polnischen" Oberschlesier steht abseits und grollt den Fremden, die sich zu den Herren des Landes gemacht haben. Der polnische Bankerott in Oberschlesien läßt sich nicht mehr verleugnen!

Georg Aurel Machura

Wojciech Korfanty – ein polnischer Terrorist

Der Urtyp destruktiven Polentums

Am 16. August 1939, genau 20 Jahre, nachdem seine Terroristenhorden zum ersten Male über die deutsche Grenze eingebrochen waren, ist Korfanty in einem Warschauer Krankenhaus gestorben. Das Urteil, das eine gerecht urteilende Welt über den Bandenhäuptling wegen der Greueltaten gefällt hat, die mit seinem Namen verknüpft sind, wird durch die Behandlung bestätigt, die ihm seine Landsleute zuteil werden ließen. Er war und blieb der Typ des destruktiven Polen, der nur fähig ist, vorhandene Ordnungen einzureißen und Leistungen der Kultur und Sitte zu zerstören.

Als die deutschen Truppen im März dieses Jahres überraschend in Prag einmarschierten und den derzeit erneut um sich greifenden Ausschreitungen gegen die Deutschen in Böhmen und Mähren ein Ende bereiteten, kam dies einigen seit Jahren in Prag im Exil lebenden polnischen Politikern, die einst in Polen einflußreiche Stellungen bekleidet hatten, sehr ungelegen. Im ersten Augenblick flüchteten sich die Korfanty, Witos, Baginski und Kiernik in den „Schutz" der polnischen Gesandtschaft. Wenige Tage darauf kehrten die beiden letzten nach Polen zurück und eine Woche nach ihnen reiste auch der Bauernführer und dreimalige Ministerpräsident Witos — er war schon 1932 aus seinem Vaterland geflohen — nach. Der Freundeskreis der Flüchtlinge hatte sich im Laufe der Jahre in der Heimat wiederholt um ihre Rückkehr verwendet — die letzte Demarche war um die Jahreswende 1938/39 gestartet worden —, aber die polnischen Regierungen lehnten jede Nachsicht ab mit dem Hinweis, daß sich die Geflohenen den ordentlichen Gerichten zur Strafverbüßung zu stellen hätten. Sogleich nach ihrer Ankunft in Polen wurden die Rückkehrer in Haft genommen. Aber das von der gesamten polnischen Presse angestimmte Geschrei um die „drohende deutsche Gefahr" und die Notwendigkeit der Konsolidierung der Kräfte hatte diesmal den Erfolg, daß die Verhafteten nach wenigen Tagen aus dem Gefängnis wieder entlassen wurden. Witos hat sogleich seine politische Tätigkeit wieder aufgenommen und macht überaus eifrig in der deutschfeindlichen Kampagne mit.

Korfanty ist im Jahre 1935 einem neuerlichen Zugriff des polnischen Staatsanwalts durch den Sprung über die Grenze ausgewichen. Auch er hatte im März d. Js. gleich den anderen Rückkehrsabsichten geäußert, zog es dann jedoch vor, zunächst westwärts, nach Paris, weiterzufliehen. Erst Ende April kehrte er, den Einflüsterungen seiner Parteigänger folgend, nach Polen zurück; am Bahnhof Kattowitz wurde er gleich bei der Einreise verhaftet und einem Warschauer Staatsanwalt übergeben. Trotz aller Fürsprachen seiner Presse und wochenlangem Trommeln, daß die Freiheit und freie Betätigung des „Nationalhelden" gerade gegenwärtig besonders notwendig sei, öffneten sich für ihn die Gefängnispforten nicht so schnell wieder wie für die anderen. Auf seinem Schuldkonto steht nämlich nicht nur die Sabotage der Politik Pilsudskis, sondern auch ein krimineller Schandfleck.

Wojciech (Albert) Korfanty hat auf sich den Fluch des oberschlesischen Volkes geladen, denn seiner verbrecherischen Lügenpropaganda und seinen Terrorbanden verdankt die sogenannte „Oberschlesische Frage" erst ihre Entstehung. Korfanty wurde am 20. April 1873 im Kreise Kattowitz als Sohn eines Bergmanns geboren. Er besuchte das Gymnasium in Kattowitz und studierte von 1896 bis 1901 an den Universitäten Breslau und Berlin Nationalökonomie und Staatsrecht. Bereits in Breslau schloß sich Korfanty einem Kreis polnischer Studenten aus Posen an und betätigte sich aktiv für die Idee des zukünftigen Polenreiches. Nach Abschluß seiner Studien ging er nach Kattowitz und gründete hier die Zeitung „Gornoslonsak" (Der Oberschlesier), in deren erster Nummer vom 15. Dezember 1901 er das Programm seiner politischen Tätigkeit entwickelte: das schlesische Volk in nationaler Hinsicht aufzuklären, damit es möglichst bald das Joch seiner bisherigen Beschützer abschüttelt und auf eigenem polnischen Boden ein selbständiges polnisches Volk aufrichtet. 1905 errichtete Korfanty eine eigene Druckerei, verschärfte den von ihm eröffneten Nationalitätenkampf und in der Folgezeit konnte er mit Erfolg der deutschen Zentrumspartei Abbruch tun. Von 1903 bis 1918 vertrat er seine Polenpolitik im Preußischen Landtag und von 1903 bis 1912 auch im Reichstag. Im Juni 1918 kam er nochmal in den letzten alten Reichstag und verblieb darin bis zum Zusammenbruch des Zweiten Reiches. Kriegsdienste hat Korfanty nicht geleistet, er war reklamiert.

Zur Zeit des Zusammenbruchs der Mittelmächte hielt sich Korfanty in Berlin auf. Mit einer Vollmacht des Preußischen Arbeiter- und Soldatenrates versehen, reiste er im November 1918 nach Posen und von dort weiter nach Warschau. Zusammen mit dem Pianisten Paderewski, dem bekannten Deutschenhetzer, der später zum ersten polnischen Staatspräsidenten gewählt wurde, entfachte er die polnische Revolution. Korfanty ist einer der Einberufer des polnischen Provinziallandtages in Posen vom 3. Dezember 1918; seiner Tätigkeit verdankt Polen die Einverleibung der ehemals preußischen Provinzen Posen und Westpreußen wie auch die Besetzung Lembergs durch Posensche Regimenter. Am 30. November 1918 wurde er Minister ohne Portefeuille im Warschauer Kabinett. Von 26. Januar 1919 bis August 1930 war Korfanty Mitglied des Warschauer Sejm.

Im Jahre 1920 wurde Korfanty zum polnischen Abstimmungskommissar für Oberschlesien ernannt. In dieser Eigenschaft leitete er auch die drei bewaffneten Aufstände und überzog Oberschlesien mit einem unglaublichen Blutterror. Mit faulen Versprechungen gelang es ihm, einen Teil der ländlichen Bevölkerung Oberschlesiens, die leichtgläubig auf seine berüchtigte „Kuh" hereinfiel, und die von der seinerzeitigen preußischen Politik fehlgeleiteten Bergarbeiter auf seine Seite zu ziehen, so daß in einer Anzahl von ländlichen Gemeinden bei der Abstimmung am 20. März 1921 polnische Mehrheiten zustandekamen.

Durch Wortbruch der Versailler Mächte, unterstützt von Korfantys Terror und blutigen Aufständen, kam die Teilung Oberschlesiens zustande, durch die Polen widerrechtlich 26,6 v. H. der Bodenfläche mit 42,6 v. H. der Bevölkerung Oberschlesiens, 75,4 v. H. der Kohlengruben, die gesamten Erzgruben und 84,8 v. H. der Zink- und Bleigruben — der größten in Europa —, sämtliche Zink-, Blei- und Silberhütten und eine gut ausgebaute verarbeitende Industrie dieses Gebietes zugesprochen wurden.

Korfanty wandte sich hierauf der inneren Politik Polens zu. Ein Versuch der Rechtsparteien, ihm 1922 die Ministerpräsidentschaft zu übertragen, schlug fehl; im November 1923 wurde er im Kabinett Witos Stellvertretender Ministerpräsident. Korfanty war aber auch sehr beweglich, wo es um die Füllung der eigenen Taschen ging. Von den ihm zur alleinigen Verfügung bereitgestellten polnischen Propagandamitteln während der Putschjahre 1920/21 in Oberschlesien blieb viel an seinen Fingern kleben. Danach hielt er sich an dem oberschlesischen Raubgut warm.

Korfantys Differenzen mit Pilsudski datieren hauptsächlich aus der Zeit der neuen Staatsgründung. Er geriet damals mit dem aus Magdeburg zurückgekehrten

Pilsudski hart aneinander, weil er behauptete, daß nicht Pilsudski, sondern er mit den Nationalisten Dmowski und Paderewski das neue Polen geschaffen habe. — Nachdem Pilsudski im Mai 1926 die korrupten Geister von der polnischen Staatsführung verjagt und einen neuen Kurs eingeschlagen hatte, wurde Korfanty durch einen Ministerbeschluß der Regierung Bartel aufgefordert, als Präsident und Mitglied des Verwaltungsrates der Schlesischen Bank und der Staatlichen Kohlengruben in Ost-Oberschlesien zurückzutreten. Bei einer Kontrolle, die im November 1925 in der Schlesischen Bank durchgeführt worden war, war festgestellt worden, daß Korfanty 1/4 Million Zloty Bankgelder für persönliche Zwecke mißbraucht hatte. Doch Korfanty widersetzte sich der Niederlegung der Pfründe. Am 22. September 1927 fällte dann ein parlamentarisches Ehrengericht ein Urteil zu seinen Ungunsten. Aber sowohl dieses Urteil wie auch eine vorübergehende Differenz mit seiner Partei der Christlichen Demokraten waren zunächst nicht imstande, seine Position in Ost-Oberschlesien zu erschüttern. Als am 26. September 1930 der Schlesische Sejm aufgelöst wurde, in dem Korfanty seit der Begründung dieses Landtags ein Mandat bekleidete, wurde er verhaftet und nach Brest-Litowsk gebracht; später kam er in das Zuchthaus Mokotow bei Warschau. Es wurde ihm der Prozeß wegen Vorbereitung eines Staatsstreiches gemacht. In Brest-Litowsk mußte er sich eine wenig schöne Behandlung gefallen lassen; in oberschlesischen Volkskreisen erzählte man sich mit einer gewissen Genugtuung, daß die polnischen Landsleute ihren „Eroberer" nach den gleichen Rezepten behandelt hätten, die er an den deutschen Geiseln während seines Terrors in Oberschlesien erprobt hatte.

Die während der Haftzeit Korfantys stattgefundenen Parlamentswahlen brachten ihm Mandate für den Warschauer und für den Kattowitzer Sejm ein. Am 13. Dezember 1930 beschloß der Schlesische Sejm, sämtliche gegen Korfanty eingeleiteten strafgerichtlichen Verfahren einzustellen und ihn aus dem Gefängnis herauszuholen. Am 20. Dezember kam er frei. War bis dahin seine Stellung als Präsident der Gesamtpartei der Christlichen Demokraten, für deren parlamentarischen Klub er nun wieder Obmann war, unangefochten, so griffen jetzt auch innerhalb der eigenen politischen Gruppe die gegnerischen Strömungen Platz. Zu Beginn des Jahres 1935 lief beim Schlesischen Sejm ein neuerlicher Auslieferungsantrag des Gerichts gegen Korfanty ein. Der Antrag wurde abgelehnt. Sofort nach der wenige Wochen später erfolgten Auflösung dieser Körperschaft wandte sich der Staatsanwalt mit einem gleichen Ersuchen an den Senatsmarschall in Warschau. Hiervon erhielt Korfanty rechtzeitig Wind, und da er in den Warschauer Parlamentskreisen weniger Sympathien genoß, entzog er sich der Inhaftierung durch die Flucht außer Landes. Seit April 1935 lebte er im Exil in der ehemaligen Tschecho-Slowakei. Am Anfang dieses Jahres angestellte Bestrebungen seiner Parteigänger, ihn zu rehabilitieren und die Regierung auf Einwilligung zu seiner Rückkehr ins Land zu bewegen, erfuhren eine überaus scharfe Abfuhr durch den Ministerpräsidenten Slawoj-Skladkowski.

Die Zuspitzung in den polnisch-deutschen Beziehungen im April d. J. wertete Korfanty für sich aus, indem er in der Presse auf die Notwendigkeit hindeutete, daß Polen zur Zeit der Mitarbeit aller schöpferischen Kräfte im Volke bedarf. Die selbstaufgezogene Stimmungmache fruchtete jedoch in seinem Falle nicht, denn die amtliche polnische Presse gab ihm darauf eine wenig ermutigende Antwort. Er zog es daraufhin vor, zunächst weiter im Auslande zu verbleiben, und da ihm der Boden im Protektoratsgebiet Böhmen-Mähren nun auch nicht mehr geheuer war, ging er über die Schweiz nach Paris. Am 29. April kehrte er erst nach Polen zurück und stellte sich dem Gericht. Seine Partei hat inzwischen eine große Sammlung für ein Bombenflugzeug aufgelegt, um es im Zusammenhang mit den Bemühungen um Korfantys Freilassung dem polnischen Staatspräsidenten zum Geschenk zu machen. Nach kurzer Haftzeit wurde er wegen Krankheit entlassen und ist dann am 16. August d. J. an den Folgen einer Leberoperation in Warschau gestorben.

Walther Maas

Die Notschächte in Ostoberschlesien

Ein bezeichnendes soziales Problem in Polen

Kein Tag vergeht, an dem sich nicht ein Unglück in einem Notschacht in Oberschlesien ereignet, man kann keine oberschlesische Zeitung in die Hand nehmen, ohne zu lesen, daß jemand in einen Notschacht gefallen ist, als er abends querfeldein nach Hause gehen wollte.

Was sind denn diese „Notschächte"? Es sind sozusagen Brunnenanlagen, manchmal 6, manchmal auch 20 Meter tief, aber nicht nach Wasser sucht man, sondern nach Kohle. Unten befinden sich höhlenartige Eingänge, die oft länger sind als die Stollen in den „wirklichen" Gruben. Übrigens sind die jetzt „Notschächte" genannten Bergwerksbetriebe älter als die Gruben. Es handelt sich hier um eine Form des Kohlenabbaus, die in Oberschlesien bis vor etwa 140 Jahren die allein übliche war. Das erklärt sich weitgehend aus den geologischen Gegebenheiten. Während nämlich in Westfalen oder in den englischen Kohlenfeldern die Kohlenflöze sehr tief liegen, sind sie in Oberschlesien oft nur von einem oder einigen Dutzend Meter Erde oder anderem Abraumgestein bedeckt, ja im anschließenden Dombrowaer Kohlenrevier treten sie zutage, so daß dort noch vor 80 Jahren Tagebau vorherrschte. Das gab es auch einmal in Oberschlesien, aber da muß man bis vor 1742 zurückgehen.

Aber noch 100 Jahre später, im Jahre 1846, berichtete die „Gartenlaube" über Bergbaubetrieb in Oberschlesien, der aufs Haar den heutigen Notschächten glich. Als die große Arbeitslosigkeit in Oberschlesien begann und die Not stieg, erinnerten sich die arbeitslosen Bergleute der Praktiken ihrer Vorfahren und fingen an, auf eigene Faust zu „prospektieren", wie es in der Bergmannssprache heißt, d. h. nach Kohle zu suchen. Wo man bei Brunnen- oder anderen Tiefbauten gelegentlich auf Kohle getroffen war, da ließ sich erhoffen, bald wieder was zu finden, und so grub man Löcher. Man muß auch wissen, daß oft Bergwerksbetriebe zum Erliegen gekommen waren wegen Wassereinbruchs u. dergl. Die Mutungsgebiete dieser Unternehmungen, d. h. die Felder, wo früher die Schachtanlagen standen, wurden bald von Gruppen von Arbeitslosen durchsucht. Dort gibt es jetzt Felder, die von solchen Probeschächten siebartig durchlöchert sind.

Zuerst kümmerte sich der Staat nicht um dieses Treiben, ja er stand ihm sogar mit einem gewissen Wohlwollen gegenüber: war doch die in den Notschächten geförderte Kohle billig und gab andererseits manch armem Teufel einen Lebensunterhalt, wodurch er von Bettelei oder vielleicht sogar von Diebstahl zurückgehalten wurde. Aber die Notschächte nahmen überhand. Zeitweilig gab es über 800 von ihnen und ihre Förderung zählte nach Tausenden von Tonnen! Die Kohle wurde auf galizischen Bauernwagen bis nach Krakau gefahren und diese Methode fing an, der Eisenbahn Konkurrenz zu machen. Vor allem aber begann die Konkurrenz der Notschächte für die „eigentliche" Kohlenindustrie fühlbar zu werden. Sie hatte mit großen Geldausgaben die Tiefbaubetriebe modernisiert und mechanisiert. Ein Teil davon gehörte dem Staate, an den anderen war er als den Hauptsteuerzahlern interessiert, sie durften nicht geschädigt werden.

So begann zunächst eine Zeit der Kompromisse. In den Zeitungen wurde bekanntgegeben, daß das Herstellen von Notschächten („biedaszyby", wie die Oberschlesier sagen) verboten sei, andererseits wurden Finanzbeamte auf die Notschachtfelder geschickt, die gegen Quittung gleich an Ort und Stelle eine Steuer von 50 Groschen pro Fuhre erhoben. Die Bergwerksbetriebe kauften ihrerseits die Notschachtkohle auf, da sie ihnen oft billiger zu stehen kam als die in den eigenen

Schächten geförderte. Warum ist die Notschachtkohle so billig? Nun, es gibt so gut wie keine Sicherheitsmaßnahmen hier, all die teuren Probleme des Abstützens mit Grubenholz, der Luftzuführung und Gasbekämpfung fallen weg. Die Schächte der Arbeitslosen zahlen keinerlei soziale Beiträge, es gibt kaum Lohnprobleme, da sie meistens durch Familiengruppen ausgebeutet werden.

Warum in aller Welt, mag mancher fragen, läßt man dann nicht die Tiefschächte sein und kehrt zu dieser alten Abbaumethode zurück? Leben wir doch überall in Polen in einer Zeit der wirtschaftlichen „Rückkehr". Gibt es nicht in Kongreßpolen florierende Fuhrwerksbetriebe, die dich von Warschau nach Lodz oder nach Wloclawek für billigeres Geld befördern als die Eisenbahn? Fangen nicht vielerorts die Bauern wieder an, zu spinnen und zu weben, weil sie die Industrieprodukte nicht bezahlen können? Gibt es nicht hier in Oberschlesien sogar schon Notbleihütten, wo Arbeitslose die alten Bleierzhalden wieder durchsuchen und nach Methoden des 16. Jahrhunderts Blei auszuschmelzen beginnen?

Wir berühren da schwerwiegende Fragen. Was die Kohlennotschächte angeht, so wurden durch sie drei Probleme aufgeworfen: ein kapitalistisches, wenn man so will, eins der öffentlichen Ruhe und Ordnung und ein humanitäres. Es entstand die Frage, ob diese „Kohlenentnahme" privatrechtlich zulässig sei. Die Juristen fanden heraus, daß, da alle Kohle oder alles Mutungsrecht auf Kohle in Oberschlesien dem Staate oder Privaten gehört, der wilde Kohlenabbau „Unterschlagung" darstellt und daher im Interesse der Verteidigung der bestehenden Rechts- und Sozialordnung unterbunden werden müsse. Die Frage der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung entstand dadurch, daß häufig eine Gruppe von Arbeitslosen eine besonders gute Gegend besetzt hatte, anfing abzubauen und dann von einer anderen Gruppe von dort vertrieben wurde. Es entstanden regelrechte Schlachten mit Todesopfern auf beiden Seiten und oft auch bei der Polizei, die die Streitenden zu trennen versuchte. Das ging nicht so weiter, man ist schließlich in Mitteleuropa und nicht in den Goldfeldern am Klondyke oder ähnlichen Gegenden.

Und die humanitäre Frage? Hat die Gesellschaft das Recht zuzulassen, daß sich Menschen in dauernde Gefahr begeben, oft nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere? Stürzten nicht dauernd Notschächte ein, begruben die Arbeitenden und richteten Schaden an der Oberfläche an? In wieviel Fällen führt die Herstellung eines Notschachtes nicht dazu, daß Gase, Giftgase an die Oberfläche ausströmten, die man nachher auf keine Weise mehr bannen kann? Man muß auch wissen, daß früher oft Flöze von der Industrie verlassen wurden, weil sie in Brand geraten waren. Gar mancher stieg nun beim Abteufen eines Notschachtes in ein Flammengrab. Und andererseits führt die frische Luftzufuhr dazu, daß das Feuer wieder stärker aufflammt, die benachbarten Gruben bedroht und oft die Eindämmungsarbeit von Jahrzehnten zunichte macht (wirklich löschen kann man ja ein einmal in Brand geratenes Flöz nicht.

So ist jetzt die Herstellung von Notschächten verboten, und wenn die Polizei von einem Kunde erlangt, geht sie hin, ihn zu sprengen. Freilich sind immer noch gegen 200 im Betrieb, besonders nachts, wenn die Polizei nicht überall sein kann, wenn aber andererseits die Abbaugefahren sich noch vergrößern. Das Sprengen kostet viel Geld und ist oft den „Wühlmäusen" nur angenehm, da der so entstandene „Granattrichter" (denn so sieht es dann aus) eine leichtere Abbautätigkeit gewährleistet als das harte Gestein vorher. So begnügt sich die Polizei meist damit, alle Kohle, deren Herkunft aus einer Tiefgrube nicht nachgewiesen werden kann, zu beschlagnahmen. Schwinden werden die Notschächte erst, wenn die Not aufhört, wenn nicht mehr Familienväter eine Monatsunterstützung von 16 Zloty bekommen, wenn es für die ermittierten Arbeitslosen menschenwürdige Unterkünfte gibt und sie nicht mehr in verlassenen Grubengebäuden, d. h. in Ruinen zu wohnen brauchen oder gar sich Erdhöhlen in den Schlackenhalden buddeln müssen. Noch fast 50 Familien leben trotz öffentlicher und privater Hilfe als Höhlenbewohner. Das wird einfach als

Tatsache hingenommen. Bei der Einteilung in Schulbezirke hieß es noch 1936: „ . . . . . die Kinder der Bewohner der Erdhöhlen hinter der ehemaligen Friedensgrube.“ Überhaupt wird man nicht behaupten können, daß die Not in Ostoberschlesien behoben wird. Die Zahl der „offiziellen“, d. h. der registrierten Arbeitslosen nimmt kaum ab, die der inoffiziellen, die bei weitem größer ist, wächst sogar ständig an. Und die Tatsache, daß z. B. im Leihhaus in Königshütte von fünf versetzten Gegenständen nur einer wieder eingelöst wird, kann als Zeichen dafür gelten, daß es um die bürgerliche Mittelschicht in dieser Gegend nicht besser bestellt ist. Ostoberschlesien — Land der Not.

Solich weſzen kan nicht lang beſtan . . .

Solich weſzen kan nicht lang beſtan
Als jetzt die Polen fangen an.
Brechen freiheit, recht und nehmen
Das Gutt, auch ſich nicht ſcheuen
Unrecht urteil vorkauffen und gelt.
Das geht bey inen alles erhelt

— — — — — —

Und kan ſolch weſen nit lange ſtehen
Oder die welt muſz untergehen.

(Politiſches Lied aus dem Jahre 1559)

Edgar Sommer

Polens katastrophenreiche Volkswirtschaft

Binnenwirtschaft und Außenhandel – Planungen

Landschaftliche und geologische Gliederung.

Das Gebiet des heutigen polnischen Staates, welches einschließlich des von den Tschechen übernommenen Olsagebietes etwa 391 274 Quadratkilometer umfaßt, besitzt hinsichtlich der landschaftlichen Gliederung im allgemeinen mitteleuropäisches, bzw. ostmitteleuropäisches Gepräge, wenn man die ganz östlich liegenden wenig kultivierten Sumpfgebiete um die Flüsse Pripet und Dnjestr außer Betracht läßt, die sich weit nach Sowjetrußland hinein fortsetzen. Die geologische Gliederung des Landes weist auf eine ungleiche Verteilung der Bodenschätze hin und zwar entspricht diese Ungleichmäßigkeit der Rohstoffvorkommen fast deutlich den drei kulturellen Binnengrenzen, die in Polen festzustellen sind.

Dementsprechend sind drei verschiedene Gebietslagen zu erkennen, welche bis heute nicht durch wirtschaftliche Ausgleichsmaßnahmen verwischt werden konnten. Auch die Tatsache, daß noch bis vor einem Jahr die aus der Teilung Polens übernommenen Verwaltungsgrenzen sich dem landschaftlichen Gefüge anpassen mußten, ist für die Zusammensetzung des polnischen Staatsgebietes aufschlußreich. So gehören die drei westlichen Wojewodschaften Posen, Pommerellen und Oberschlesien, also die ehemaligen deutschen Gebiete mit rund 46 000 Quadratkilometer Umfang*) zu den ausgesprochenen Industriezentren, auf Grund der dort vorhandenen Bodenschätze (Braunkohle, Kohle, Erz). Posen und Pommerellen sind außerdem agrarisch hochkultiviertes Land. Die Binnengrenze dieser Gebiete nach dem östlichen Polen bildet den Trennungsstrich zwischen den Landesteilen mit vorwiegend agrarischer und industrieller Natur. Eine Ausnahme machen die vier südlichen Wojewodschaften Krakau, Lemberg, Stanislau und Tarnopol, die insgesamt rund 80 000 Quadratkilometer umfassen und in das vielschichtige Karpatenvorland vorstoßen, in welchem die neuerdings weniger ergiebigen Erdölvorkommen die wirtschaftliche Struktur dieses Landesteiles bestimmt. Das eigentliche Kongreßpolen wird gekennzeichnet durch die Wojewodschaften Warschau-Stadt, Warschau-Land, Lodz, Kielce, Lublin und Bialystock, die zusammen 261 000 Quadratkilometer Umfang besitzen, und sowohl für die Forstwirtschaft als auch für die Landwirtschaft günstige Voraussetzungen als ausgesprochenes Niederungsland besitzen. Weit waldreicher sind die kulturell noch wenig erschlossenen ostpolnischen Gebiete, die verwaltungsmäßig von den Wojewodschaften Wilna, Nowogrodek und Wolhynien sowie der sehr dünn besiedelten Wojewodschaft Polesien erfaßt werden. Allerdings ist der Wert der großen Sumpfwälder im Osten wirtschaftlich gesehen gering. Dagegen ist auch hier eine günstige Voraussetzung für die Landwirtschaft vorhanden, vornehmlich in Wolhynien und Nowogrodek, in welchen Landesteilen die Ukrainer und Weißrussen leben. Die gesamten ostpolnischen Gebiete stellen ein Areal von 124 355 Quadratkilometer dar.

Nebenbei sei erwähnt, daß diese geologischen und geographischen Gebietsteilungen eine Entsprechung im etnographischen Sinne finden insofern, als die Besiedlung mit den verschiedenen Nationalitäten verhältnismäßig klare Volkstumsgrenzen entstehen ließ.

*) Vid. „Polen und seine Wirtschaft", von Peter-Heinz Seraphin.

Seit dem Jahre 1937, nach Ablauf der Genfer Konvention (Juli 1937), haben sich die Polen bemüht, der fortschreitenden Verhärtung dieser Binnengrenzen entgegenzutreten. Gleichzeitig mit der Umbildung der Verwaltungsgrenzen und der Umsiedlungsaktion, durch welche Polen aus den zentralen Gebietsteilen nach Pommerellen oder Ostpolen nach den zentralen Wojewodschaften und an die Küste geschickt wurden und die einen besonderen Ausdruck in der Parzellierung deutscher Güter in Westpolen sowie der Übergabe der Parzellen an kleine polnische Landwirte fand, ging der wirtschaftliche Umbau Polens vor sich, dessen äußerer Anlaß ein im Jahre 1936 begonnener Vierjahresplan war. Dieser wirtschaftliche Umbau sollte den ausgesprochenen Zweck haben, die Teilgebiete eng an Kongreßpolen anzuschließen.

*

Staatsschulden und Anleihen.

Ehe jedoch auf die Entwicklung der polnischen Wirtschaft in den letzten Jahren eingegangen werden kann, ist es notwendig, einen kurzen Rückblick auf die Jahre 1919 bis 1928 zu werfen. Die Entstehung des polnischen Staates fiel in die Zeit der ausgehenden Kriegswirtschaft. Die binnenwirtschaftlichen Verlagerungen, die durch den Versuch der Zusammenfassung der auseinanderstrebenden Teilgebiete zwangsläufig entstehen mußten, der Bolschewistenkrieg, nicht zuletzt die Unkundigkeit der Polen selbst, volkswirtschaftliche Rangordnungen herbeizuführen, veranlaßten es, daß die polnische Wirtschaft schwere Krisenerscheinungen durchleben mußte. Binnen kurzem hatten die Polen ihre Schuldenfreiheit, mit der sie ihre neue Staatlichkeit begannen, eingebüßt, nachdem die turbulente Inflation der Polenmark im Jahre 1920 erfolgt war und nachdem auch die neue Währung, der im Jahre 1924 eingeführte Zloty, eine Inflation erdulden mußte. Die Stabilisierung des Zloty gelang nur durch die Aufnahme der 6prozentigen amerikanischen Emissionsanleihe in 1926, die gleichzeitig mit einer amerikanischen Kontrolle der polnischen Wirtschaft verbunden war. Ihr folgte die 7prozentige Stabilisierungsanleihe im selben Jahre. Daneben sind noch eine italienische und eine schwedische (Kreuger-)Anleihe sowie eine weitere Stabilisierungsanleihe von Interesse. Im Jahre 1928 betrug die gesamte äußere Verschuldung Polens 3,86 Milliarden Zloty (etwa 1,0 Milliarden Reichsmark). Hinzu kam in diesem Jahre eine innere Verschuldung aus Gründen des Haushaltsausgleichs in Höhe von rund 300 Millionen Zloty (150 Mill. Reichsmark), die sich in den späteren Jahren noch erheblich erhöhte. Daneben sind ausgesprochene Staatsschulden bemerkenswert, die in Frankreich und Amerika gemacht wurden und Ende 1936 571 Millionen Zl. (Frankreich) und 1094 Millionen Zloty (Amerika) betrugen.

Auf dem Wege der Evolution der polnischen Wirtschaft waren diese Schuldenlasten ein zweischneidiges Schwert bei der Lösung der nach Entscheidung drängenden Wirtschaftsprobleme. Einmal gestattete sie den forcierten Ausbau des Gdingener Hafens und der Kohlenmagistrale Oberschlesien—Gdingen, die unter Vermeidung des Weichselweges die Kohle, den wichtigsten Ausfuhrartikel Polens, zur Ausfuhr über See bringen sollte, zum anderen belasteten diese Schulden die Arbeitskraft der Bevölkerung, und zwar in einem Maße, das volkswirtschaftlich nicht gerechtfertigt schien. Gewiß sind nicht allein die neuen Unternehmungen des polnischen Staates wie der Hafen von Gdingen usw. für die Schuldenlasten verantwortlich zu machen, gewiß mußten auch die Kriegsschäden wieder gutgemacht werden. Tatsache bleibt aber, daß durch die neuen Investitionen das aufgenommene Geld festgelegt wurde und daß die Zinsen und Amortisationen der Schulden aus zusätzlicher Arbeitsleistung der Bevölkerung aufgebracht werden mußten. Das bedeutet aber praktisch, daß sich die innere Verschuldung des Staates vergrößern mußte. So betrug diese innere Verschuldung, hervorgerufen durch Binnenanleihen, im Jahre 1933 bereits 1346 Mill. Zloty, im Jahre 1936 schon 1475 Mill. Zloty. und im Jahre 1937 rund 1793 Mill. Zloty. In diesem Jahre besorgt sich Polen auch noch eine neue Franzosenanleihe in Höhe von 2,6 Milliarden Francs, d. i. rund 700 Millionen Zloty für die Aufrüstung.

Diese Anleihe kam erst auf die inständigen Vorstellungen des polnischen Marschalls Rydz Smigly anläßlich seiner persönlichen Anwesenheit in Paris zustande.

Der starke Verbrauch fremder Gelder für die polnische Wirtschaft, der nicht allein durch die Anleihen, sondern auch durch die Tätigkeit ausländischen Kapitals charakterisiert wird, welches im Jahre 1934 beispielsweise mit 47,2 % des gesamten Aktienkapitals in Polen figurierte, hat seine tieferen Beweggründe gewiß in der Unzulänglichkeit der polnischen Mentalität, die den Rechenstift mißachtet. Darüber hinaus aber ist gerade der asymmetrische Aufbau der polnischen Volkswirtschaft anzuführen, das Auseinanderklaffen der Teilgebiete, welche sich der strukturellen Vereinheitlichung widersetzen.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Artikels, den Nachweis zu erbringen, daß dieser asymmetrische Aufbau der polnischen Volkswirtschaft ausschließlich auf die expansionslüsterne Politik des polnischen Staates in Verbindung mit der Versailler Hilfestellung zurückzuführen ist. Es handelt sich hier nur um die Feststellung, daß der heutigen polnischen Volkswirtschaft verschiedene lebenswichtige Voraussetzungen fehlen, die nun einmal für eine gesunde Aufwärtsentwicklung des Wohlstandes der Bevölkerung notwendig sind.

Das Unheil der Preisschere.

Polen ist — seiner Wirtschaftsstruktur entsprechend — vorwiegend Agrarland. 7/10 seiner Bevölkerung lebt auf dem Lande und arbeitet in der Landwirtschaft. Von einer Gesamtfläche des Staates von 38,9 Mill. Hektar entfallen 25,6 Mill. Hektar auf die landwirtschaftliche Auswertung. Infolgedessen spielen Produkte der Landwirtschaft und der Viehzucht bei der Ausfuhr im Außenhandel Polens neben Kohle eine gewichtige Rolle. Demgegenüber ist der industrielle und gewerbliche Sektor größenmäßig fast unbedeutend. Und doch hat er für die Entwicklung der polnischen Wirtschaft eine weitaus größere Rolle gespielt, als sie ihm zukommen müßte. Schon in der Gründerzeit des polnischen Staates hatten die verantwortlichen Leiter der Wirtschaftspolitik, insbesondere der Vizeministerpräsident und Finanzminister Ing. Eugen Kwiatkowski die Disproportion zwischen Industrie und Landwirtschaft erkannt und — angeregt durch die Übernahme der früheren deutschen Industriegebiete — die verstärkte Industrialisierung des Landes erwogen. Der Entschluß des Marschalls Pilsudski gab den Ausschlag. Hinfort beherrschten zwei Schlagworte die polnische Öffentlichkeit: Gdingen und Industrialisierung! Um sich einen Begriff von der unnatürlichen binnenwirtschaftlichen Situation zu machen, die bis heute nicht aus dem Wege geräumt werden konnte, genügt es nur, sich die Preisunterschiede zu vergegenwärtigen, die zwischen den landwirtschaftlichen und industriellen Produkten entstanden sind, die sogenannte Preisschere sich vor Augen zu halten. Nachdem der polnische Staat durch Prohibitivzölle und Einfuhrverbote seine bestehende und neu entstehende Industrie vor der ausländischen Konkurrenz gesichert hatte, wurde es klar, daß sich das volkswirtschaftliche Interesse der so geschützten polnischen Industrie durchaus nicht in einer Herabsetzung der Preise äußern wollte. Insbesondere die Kartelle, dann aber auch einzelne staatswichtige Industriezweige, wie die Eisen-, Petroleum- oder Zuckerindustrie und andere, verstanden es, ihre Preise stabil zu erhalten. Die neueren Industrien arbeiteten zudem mit unverhältnismäßig hohen Gestehungskosten, so daß sie unrenntabel wurden. Demgegenüber waren die agrarischen Preise durchweg für die niederdrückenden Einflüsse des Weltmarktes offen und mußten den Schwankungen der Weltmarktpreise folgen, da Polen ein landwirtschaftliches Überschußgebiet ist und um jeden Preis seine Agrarprodukte ausführen muß, um seiner ländlichen Bevölkerung das Existenzminimum zu sichern. Als Folge der allgemeinen Agrarkrise in der Welt sinken denn auch die polnischen Großhandelspreise (in dz) von rund 51,— Zl. im Jahre 1928 auf 16,10 Zl. im Jahre 1935 für Weizen, von 41,65 auf 12,35 für Roggen, von 39,— auf 12,95 für Gerste, von 38,40 auf 12,90 für Hafer, von 9,70 auf 3,35 für Kartoffeln. Selbst der Laie wird sich

ausrechnen können, daß dieser gewaltige Preissturz in höchstem Maße zu einer Verelendung der auf dem flachen Lande lebenden Bevölkerung führen mußte. In der Tat erschlaffte die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung seit 1928 immer mehr. Das Bild wird noch durch Beispiele aus der Viehzucht vervollständigt. Für ein Pferd erhielt der polnische Bauer im Jahre 1929 noch etwa 395,— Zl. durchschnittlich. Im Jahre 1935 zahlt man ihm höchstens noch 172,— Zl. Für ein Kilogramm Schweinefleisch Lebendgewicht zahlte man in Polen 1929 noch 2,— Zl., im Jahre 1935 bereits nur noch 0,65 Zl. Unter diesen Umständen konnte der polnische Bauer und der Landarbeiter überhaupt nicht den Lebensunterhalt seiner Familie bestreiten, geschweige denn sich die teuren, aus eigener polnischen Produktion stammenden Industrieerzeugnisse anschaffen, die dazu noch vom Staate wie eine Ironie als erstrebenswerte Güter hingestellt wurden. So ist es bittere Tatsache, daß der polnische Bauer in einen Defaitismus versank, der ihn nur soviel tun ließ, wie er und seine Familie zum Essen und Trinken brauchten. Es ist auch kein Gerücht, sondern traurige Wahrheit, daß aus Ersparnisgründen in den östlichen Gebieten die Streichhölzer des polnischen Zündholzmonopols von den Bauern in mehrere Langstücke zerteilt wurden, damit die Streichhölzer möglichst lange ausreichten. Und Stahleggen sind heute noch in manchen Gegenden unbekannt. Die Verelendung der Massen nahm ihren Fortgang, obwohl die Regierung seit 1932 versuchte, die Preise für industrielle Erzeugnisse den landwirtschaftlichen Preisen anzupassen. Hinzu kam, daß auch die Ausfuhr der polnischen Industrieerzeugnisse und Rohstoffe auf immer größere Hemmnisse stieß. Die Zeit der Clearing- und Kompensationsabkommen brach an. In dieser Zeit schmolz der Binnenmarkt zu einem unbedeutenden Klumpen wenig durchsichtiger, meist jüdischer Handelsinteressen zusammen, der keine belebenden Impulse ausstrahlte. Die sozialen Gegensätze, die in Polen infolge Fehlens eines Mittelstandes, schon immer vorhanden waren, vertieften sich zusehends. Unvergessen ist der Hungerstreik der Kohlenbergarbeiter im März 1937 auf der Giesche-Grube. Die Arbeitslosigkeit nahm in erschreckendem Maße zu. Ende 1936 wurden auf je 1000 der Bevölkerung 16 industrielle Arbeitslose geschätzt, wobei mangels Statistiken die Arbeitslosigkeit auf dem Lande, wo der Deputatlohn vorherrscht, noch nicht einmal mitgeschätzt ist. Auch die rund 100 000 Heimarbeiter sind dabei nicht berücksichtigt. Ihr Einkommen stellt sich in der Gegend um Lemberg beispielsweise für eine zwölfstündige harte Arbeit auf ganze 50 Groschen (RM. 0,26) täglich.

Die Wirtschaftskatastrophe.

In der Zeit bis zu 1935 steuerte Polen also geraden Weges einer Wirtschaftskatastrophe zu, die in ihren wirklichen Ausmaßen wohl nur von einigen wenigen klar erkannt worden ist. Ganz besonders kraß wirkte sich diese Krise der polnischen Wirtschaft auf die östlichen Gebiete aus, deren Bevölkerung ohnehin proletarisiert ist und heute noch die Naturalwirtschaft als Existenzform besitzt. Außer Petroleum zu Beleuchtungszwecken kennt man dort die zivilisatorischen Errungenschaften der Technik kaum. Der Absatz der Industrieartikel polnischer Produktion beschränkte sich denn auch auf die ehemaligen deutschen Westgebiete und auf Danzig, dessen eigener Industrie die Polen schärfsten Kampf ansagten.

Mit Behelfsmitteln konnte jetzt der polnischen Wirtschaft keine Stütze gegeben werden. Bis zum Jahre 1932 war die Flut der Arbeitslosigkeit steil angestiegen. Von 1932 bis 1935 versuchte man verschiedene Eindämmungen der Katastrophe, als deren wichtigste die Gründung des Arbeitsfons (fundusz pracy) im Jahre 1933 zu bezeichnen ist. Dieser Arbeitsfonds hatte die Aufgabe, „durch Vornahme öffentlicher Arbeiten allen denjenigen Personen Arbeit oder Mittel für den Lebensunterhalt zu verschaffen, die arbeits- und mittellos sind". So heißt es in einer amtlichen Verlautbarung aus dem Jahre 1933. Gleichzeitig verließ die polnische Regierung ihre bisher im Sinne des Goldblocks geführte Deflationspolitik, lehnte das Mittel der Abwertung, das im demokratischen Westen damals wieder aktuell wurde, strikt ab und be-

kannte sich zu staatlichen Investitionen als Mittel zur Sicherung und Fortführung der wirtschaftlichen Entwicklung. Die polnische Notenbank, die Bank Polski, wurde in der Kreditgewährung immer vorsichtiger und stellte sich allmählig auf die Finanzierung staatswichtiger Arbeiten um. Mit den Devisen mußte haushälterisch umgegangen werden. Ein großer Ordnungsprozeß sollte in der Wirtschaft von Staats wegen eingeleitet werden. Im Wege der öffentlichen Investitionen versuchte der Staat, die Lähmung der Privatwirtschaft aufzuheben. Man sprach in Polen von einem staatlichen Konjunkturanstoß. Eingriffe des Staates in die Privatwirtschaft blieben nicht aus. Dieser sogenannte Interventionismus wurde heftig von der Schwerindustrie bekämpft, die sich in ihrer selbstsicheren Position bedroht sah. Als der Staat schließlich durch eine rigorose Preispolitik der immer noch offenen Preisschere zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Erzeugung zu Leibe ging und dabei sein Augenmerk auf die Kartelle richtete, beherrschte nur ein Gedanke die Wirtschaftskreise: Der Etatismus, die Staatswirtschaft hat die freie Privatwirtschaft überwunden. In der Tat hatten die Versuche mit den Arbeiten des Arbeitsfonds dem Staat den Anreiz gegeben, nunmehr im Wege eines Vierjahresplans, der im letzten Drittel des Jahres 1935 als zweite Planung nach dem Arbeitsfonds eingeführt wurde, den Arbeitsbeschaffungsprozeß zu beschleunigen. Die finanzielle Möglichkeit verschaffte die bereits erwähnte französische Anleihe von 1936 in Höhe von 700 Millionen Zloty, die nur zu einem Teil in Bar einging und im wesentlichen für Rüstungszwecke verwandt werden sollte. Im Rahmen dieses Vierjahresplans war aber der Industriebezirk bei Sandomir noch nicht enthalten, der gerade im Jahre 1936 zu einem neuen wirtschaftspolitischen Schlagwort gestempelt wurde, mit dem die hungernden Massen in Polen abgespeist werden sollten.

Auf dem Wege der Planung.

Die unüberbrückbare strukturelle Unterschiedlichkeit der westlichen und östlichen Gebiete Polens veranlaßte bekanntlich zahlreiche in- und ausländische Volkswirtschafter, von einem hochindustrialisierten westlichen Polen A, das aus den ehemaligen deutschen Teilgebieten besteht, und einem agrarischen kulturell nicht entwickelten Polen B im Osten zu sprechen. Der polnische Vierjahresplan, der zweifellos belebende Momente in die Wirtschaft brachte, führte auch auf den Gedanken, durch eine kühne Konstruktion und wirtschaftspolitische Konzeption einen wirtschaftlichen und kulturellen Niveauausgleich im Wege der Schaffung eines hochindustrialisierten Mittelstücks, eines Polen C, eben des Sandomirer Industriebezirks, herbeizuführen. Strategische Gesichtspunkte waren dabei den oben erwähnten parallel laufend und gleichwertig. Ja, im Zuge der Planung ergab sich auf Grund der außenpolitischen Entwicklung nach Ansicht der Militärs die Notwendigkeit, die strategischen Gesichtspunkte weitaus in den Vordergrund zu stellen. Sandomir, Sandomir! Das war jetzt der neueste Trumpf in Polen. In einem bisher unbeachteten Städtchen Mittelpolens wurden einige Industrien buchstäblich aus dem Boden gestampft, das heißt, mit nüchternen Worten gesprochen, man siedelte erst einmal einige Verarbeitungsindustrien aus den Grenzgebieten nach Sandomir, worüber sich übrigens die Pommereller beschwerten, denn ihnen wurde ein Teil ihrer Industriekapazität zum Schaden der Westgebiete entzogen. Kaum zwei Jahre nach dem Anlaufen des polnischen Vierjahresplans verkündete der Vizeministerpräsident Kwiatkowski, der nicht nur Gdingen, sondern auch Sandomir geplant hatte, die Erfüllung dieses Vierjahresplans in seinen wesentlichen Punkten und stellte am 2. Dezember 1938 Thesen einer vollkommenen Planwirtschaft auf, die sich über den Zeitraum von fünfzehn Jahren erstrecken und in fünf Dreijahresabschnitten der Verwirklichung entgegengeführt werden sollen.

Es ist von mir absichtlich die rasche Folge der polnischen Planungen nur in kurzen Absätzen dargelegt worden, um die Sprunghaftigkeit zu verdeutlichen, mit der in Polen wirtschaftliche Entwicklungen, die bekanntlich stets einem längeren Reifeprozeß unterliegen, ein-

fach vorweggenommen werden. Das ist natürlich eine falsch verstandene Planwirtschaft. Planung ist stets nur auf dem Fundament einer im angespannten Spiel der Kräfte geborenen notwendigen Entwicklung des volkswirtschaftlichen Potentials möglich. Anders verstanden ist sie bolschewistisch. In einem Lande aber, wo nicht einmal die Voraussetzungen für dieses Kräftespiel, nämlich die Abstimmung des industriellen Produktionsgefälles auf die Existenz des agrarischen Sektors vorhanden ist, in einem Lande, wo — wie in Polen — der Außenhandel durch planwirtschaftliche Maßnahmen, seien sie auch noch so rüstungsbedingt, von der Kaufkraft und Konsumfähigkeit des Binnenmarktes einfach abstrahiert wird, wo die Planwirtschaft — wie es sich jetzt herausstellt — der privaten Wirtschaft jegliche Ansätze eigener Impulse sofort entzieht, um sie für die Planung auszubeuten, in einem solchen Lande muß sich jede Planung als wirtschaftliche Unvernunft herausstellen, da sie nicht konkrete Tatbestände koordinieren bzw. fördern will, sondern Abstraktionen auf den Tisch des Hauses legt, mit denen bekanntlich der Mensch niemals viel anfangen kann. Insofern schält sich auch das Bild des polnischen Wirtschaftspolitikers Kwiatkowski als das eines zwar kühnen und konzeptionsreichen, nichtsdestoweniger aber irrealen Wirtschaftspolitikers heraus, der immerhin Gdingen auch ohne die zögernde Privatwirtschaft als Staatshafen erbaute, aber gleichzeitig nicht die politischen Konsequenzen in Rechnung stellte, die sich aus einer Wiedererstarkung und harmonischen Ausgleichung des mitteleuropäischen Wirtschaftsraumes unter der militärischen Kraft des Deutschen Reiches zwangsläufig ergeben mußten. Die gegenwärtige polnische Volkswirtschaft ist ein unnatürlicher Kompromiß, der sich nur dann behaupten kann, wenn — wie in der Versailler Zeit — die natürlichen Ost—West-Verbindungen wirtschaftlicher und verkehrspolitischer Natur in Mitteleuropa mit brutaler Gewalt zerschlagen werden.

Man frage nur einen seriösen polnischen Wirtschafter, der nicht zu der Clique der Günstlinge gehört, was er von der wirtschaftlichen Entwicklung Polens halte. Man frage nur in Pommerellen nach. Und man wird finden, daß die Antwort stets lautet: schöne Ideen, die auch hin und wieder einige Belebung brachten, aber im ganzen handelt es sich doch wohl um Taschenspielertricks und hinter den schönen Ideen steht kein praktisches Ergebnis. Die Arbeitslosigkeit hat nicht abgenommen. Die Löhne sind unverändert geblieben, die Lebenshaltung der breiten Massen auf dem Lande und in der Stadt ist weiterhin niedrig. Für den einfachen Mann auf der Straße, den „szary czlowiek" ist es auch nicht ohne weiteres möglich zu verstehen, warum man plötzlich Danzig, das deutsche Danzig, das man bisher stets bekämpft hat, indem man Gdingen als Ersatz baute, jetzt doch noch benötigt, da man sich gegen seine Rückkehr zum Reich sträubt. Weshalb wurde denn überhaupt Gdingen mit diesem Millionenaufwand und dem Schweiß der polnischen Arbeiter errichtet? —

Jedenfalls hat Herr Kwiatkowski 1938 seinen 15-Jahresplan aufgestellt, nachdem vorher, am 26. April 1936, die Devisenbewirtschaftung eingeführt wurde, die den Körper der polnischen Volkswirtschaft strapazierfähig machen und an schmale Devisenkost gewöhnen sollte. Die Verstärkung der polnischen Planwirtschaft ist insofern interessant, als das bisher außerhalb der Planung finanziell versorgte Zentrale Industriegebiet nunmehr als der allgemeinen Planung zugehörig auch in den Planziffern erscheint.

Auch der Arbeitsfonds wurde in den 15-Jahresplan aufgenommen, seine Aktualität ist jetzt genau so wie die des ersten Vierjahresplanes entwertet. Die grundsätzliche Bedeutung dieses 15-Jahresplans erhellt aus den während seiner Dauer vorgesehenen Arbeiten und Investitionen, die in fünf dreijährliche Abschnitte aufgeteilt sind, und zwar: 1. Staatsverteidigung, 2. Verkehr, 3. Kultur und Landwirtschaft, 4. Industrialisierung des Landes, 5. Ausgleichsbestrebungen zwischen den einzelnen Teilgebieten Polens. Wir

erkennen also bereits die polnische Entschlossenheit, den Ausgleich der Niveauunterschiede zwischen Polen A und Polen B über das zu schaffende Zentrale Industriegebiet Polen C vorwärts zu treiben. Der erste Abschnitt des Planes umfaßt bereits derartige Aufgaben, die in den Jahren 1939 bis 1942 gelöst werden sollten. Weitaus im Vordergrund steht die Verstärkung des Kriegspotentials. Auch Verkehrsfragen sollen in dieser Zeit geregelt werden. So soll die zukünftige Kohlenbahn von Oberschlesien nach Wolhynien gebaut werden. In Sandomir soll ein großer Weichselhafen entstehen, auch ein Schiffahrtskanal nach dem Oberschlesischen Industriegebiet ist geplant, um der Kohle den billigen Wasserweg nach Sandomir zu erschließen. Am Flusse San soll eine neue Talsperre und ein Wasserkraftwerk errichtet werden. Eine Erdgasleitung von dem Petroleumbezirk nach dem Zentralen Industriebezirk ist vorgesehen. Das Straßennetz in Ostpolen soll endlich erweitert werden. Die Eisenbahnstrecke Warschau—Gdingen soll so umgebaut und um 60 Kilometer verkürzt werden, daß sie Danzig umgeht. Durch den Bau neuer Kraftwerke und Überlandleitungen soll die Elektrifizierung des Landes erhöht werden. Warschau soll im Jahre 1939/40 durch weitere Überlandleitungen mit den Wasserkraftwerken in Różnow am Dunajec verbunden werden. Die Landwirtschaft soll 30 Millionen Zl. für Meliorationen, 15 Millionen Zl. als Subsidien für den Absatz ihrer Erzeugnisse, 60 Millionen Zl. als Kredite für die Vervollständigung des Maschinenbedarfs erhalten. Insgesamt will man in den ersten drei Jahren des Planes zwei Milliarden Zloty aufwenden, davon allein 1,2 Milliarden Zl. für die Rüstung.

Obgleich sich die Schuldenlast des polnischen Staates durch verschiedene günstige Umstände, als welche die Abwertung des Dollars und des Pfundes sowie des Franken, ferner die Verkündigung des Moratoriums für die Auslandsschulden, und die Zurückdrängung fremden Kapitals in der polnischen Industrie, nicht zuletzt auch die Devisenbewirtschaftung anzusehen sind, nicht unerheblich verringert hat, war man sich in Polen darüber im klaren, daß es ohne die Aufnahme neuer ausländischer Anleihen unmöglich sein würde, alle diese vorhin skizzierten Pläne zu verwirklichen. Noch im Ausgang des Jahres 1938 zweifelte man jedoch an dem Gelingen einer neuen Auslandsanleihe, zumal die Anfragen in London und Paris sehr unzweideutig zurückhaltend waren. Nichtsdestoweniger hielt der Optimismus in Polen an. Er konnte selbst nicht durch die Tatsache getrübt werden, daß für die Beschaffung der nötigen Rohstoff- und Investitionsgütereinfuhren (insbesondere Maschinen) für den industriellen Ausbau neben einer Anleihe auch noch Devisen aus eigener Handelsleistung durch verstärkte Ausfuhr polnischer Landesprodukte und Industrieartikel besorgt werden mußten. Man war sich offenbar nicht völlig klar über die internationale Marktlage, die infolge der stark gedrückten Preise gerade für solche Güter, die Polen anbieten konnte, das Gespenst des polnischen Hungerexports erstehen ließ. Aber wie gesagt, die polnische Mentalität mißachtet ja den Rechenstift, wenn es um die Versuche zur Erfüllung ihrer Absichten und Phantasien geht. Eine Möglichkeit zur Stabilisierung der Preise, beispielsweise für die agrarische Ausfuhr, bot das deutsch-polnische Waren- und Verrechnungsabkommen von 1934, in welchem Polen wesentliche Zugeständnisse gemacht worden waren, insbesondere nach der Übernahme des Sudetenlandes und Österreichs durch das Reich. Aber gerade im Jahre 1938 wurde die Lage der polnischen Landwirtschaft wieder schlechter, die Preise stürzten erheblich, von 23,— auf 14,— Zl. je dz, auch die Ausgleichsmaßnahmen der Regierung, die zu spät einsetzten, konnten die Verluste nicht mehr wettmachen, die die Landwirtschaft erlitten hatte. Auf der anderen Seite wirkten die Industrialisierungsmaßnahmen konjunkturbessernd auf viele Industriezweige. Der Produktionsindex lag in 1938 bei 121,3 (1928 gleich 100), kein Zweifel, daß sich die Preisschere zwischen Industrieartikeln und Agrarerzeugnissen erneut bedrohlich öffnete. Durch die Ankurbelung der Industrie schnellte allerdings die Beschäftigtenziffer in die Höhe, und zwar vom Januar bis Oktober von 560 000 auf 725 000, aber in dieser Zahl sind auch die Arbeiter enthalten, welche

für Wegebauten und Bodenarbeiten zwangsweise durch den Arbeitsfonds eingesetzt wurden.

Der erste Abschnitt des 15-Jahresplanes ließ sich mithin verhältnismäßig günstig an, soweit die Ankurbelung der Binnenkonjunktur ohne Berücksichtigung des Ausfuhrhandels als Mittel zur Steigerung der Deviseneinnahmen in Frage kam.

Die internationalen politischen Ereignisse in den letzten Monaten des Jahres 1939, das muß hier eingeschaltet werden, brachten bekanntlich die ganzen ursprünglichen polnischen Berechnungen zu Fall und zeigten, in welchem Maße der im Dezember verkündete 15-Jahresplan eine Ergänzung sein sollte. Die Schaffung des großdeutschen Protektorats Böhmen und Mähren, wodurch Polen seine Aspirationen auf das Olsagebiet verwirklichen konnte, der September 1938 war für die gesamte polnische Volkswirtschaft ein entscheidungsvoller Monat. Die polnische Schwerindustrie, insbesondere der Kohlenbergbau, die Eisen- und Stahlindustrie, wurde wesentlich erweitert. Die jährliche Förderkapazität der 15 an Polen gefallenen Olsa-Gruben wird in Warschau auf 8 bis 10 Millionen Tonnen geschätzt, die Produktion der Eisen- und Stahlindustrie des Olsagebietes auf jährlich rund 450 000 Tonnen Roheisen, 600 000 Tonnen Stahl und 800 000 Tonnen Halbfabrikate und andere Hüttenerzeugnisse. In die Freude über die neue Errungenschaft mischte sich jedoch bald der Pessimismus, ob es auch gelingen würde, diesen Mehranfall von schwerindustriellen Artikeln nutzbringend zu verwerten. Der polnische Binnenmarkt, der ohnehin die Erzeugnisse der ursprünglichen Industrieleistung nicht aufzunehmen vermochte, blieb auch für die Olsaerzeugnisse verschlossen. Den Ausfuhrmöglichkeiten, insbesondere für Kohle und Koks waren Schranken gesetzt, die zum Teil auf internationalen Abmachungen (z. B. englisch-polnischer Kohlenvertrag) basierten. Das peinlichste Moment bei dem Griff nach dem Olsa-Gebiet war aber, daß Polen dort fast alle jene Industrien vorfand, die es im Zentralen Industriebezirk in Sandomir zu errichten beabsichtigte. Eigentlich war die Sandomir-Planung, soweit sie aus Gründen des industriellen Kraftzuwachses erfolgte, hinfällig geworden. Lediglich die strategischen Gesichtspunkte blieben erhalten und die Notwendigkeit des Ausgleichs zwischen Ost und West. Die Olsa-Industrien liegen als Grenzindustrien strategisch denkbar ungünstig, so daß man in Warschau schon mit dem Gedanken spielte, die wichtigsten Olsa-Industrien nach Sandomir zu verpflanzen. Man gab diesen Gedanken aber bald wieder auf, zumal die Olsa-Bevölkerung dadurch vor soziale Härten und vor die Arbeitslosigkeit gestellt worden wäre.

Die polnische Planung wurde in der Folge vollkommen undurchsichtig. Auch der spätere 15-Jahresplan, der Klarheit schaffen sollte, wurde offenbar n i c h t eingehalten. Von den starren Richtlinien blieb nicht mehr viel übrig, zumal die Aufrüstung mit einer nervösen Hast ohnegleichen in Angriff genommen wurde. Der 15-Jahresplan ist gegenwärtig — so hat es den Anschein — links liegen gelassen worden. Aus seinem Torso sind die vordringlichsten Rüstungsarbeiten herausgeschnitten und begonnen worden. Aber auch in dieser Beziehung sind viele Vorhaben, die Polen allein veranstalten wollte, zurückgestellt worden. Die entsprechenden Kriegsmaterialien und ein wesentlicher Teil des Rüstungsbedarfs wird der Einfachheit halber aus dem Auslande eingeführt.

Die Aufrüstung Polens beschleunigte sich kurz nach der Reichstagsrede des Führers, am 28. April 1939, in welcher auf den Wunsch der Danziger Bevölkerung verwiesen wurde, daß Danzig in das Reich zurückkehren müsse. Von diesem Zeitpunkt an können wir das wirtschaftliche Geschehen in Polen nicht mehr nach den allgemein gültigen volkswirtschaftlichen Maßstäben messen, lediglich die Feststellung muß ergänzend getroffen werden, daß Polen, welches — wie die Entwicklung in den letzten fünf Jahren zeigt — stets militärische Erfordernisse der Wirtschaft im Auge hatte, jetzt auf dem Wege der Kriegswirtschaft sich befindet, die in offiziösen Verlautbarungen bereits heftig diskutiert wird. Wenn man diese Artikel liest, dann muß man zu der Überzeugung kommen, daß die verantwortlichen Lenker des polnischen Staates

den Krieg wollen. Wie aber verhält sich das wirtschaftliche Potential Polens zu diesem Kriegswunsch? Recht aufschlußreich ist hier ein Artikel der „Polska Gospodarczal, des Blattes des Wirtschaftsministeriums (Nr. 17 v. 29. April 1939), in welchem unter der Überschrift „Verschiedenläufigkeit der Interessen des Krieges und des Friedens in der Volkswirtschaft" der Metallindustrielle Wincenty Jastrzebski wörtlich über Polen folgendes aussagt:

„Wir sind ein hungerndes Volk. Millionen Polen leben mit ungenügend gefülltem Magen, Millionen Polen sind unzulänglich gekleidet, Millionen Köpfe haben kein ordentliches Dach über sich, der polnische Boden empfindet den Mangel an Wegen, Eisenbahnen, telegraphischen und telephonischen Verbindungen, der polnische Boden leidet an chronischem Hunger nach Werkzeugen, Maschinen, Meliorationseinrichtungen, die polnischen Städte haben Hunger auf Werkstätten — in ganz Polen, soweit das Auge reicht, überall ist irgendein Mangel festzustellen. Aber Polen ist potentiell reich, denn es besitzt ein junges Volk, und dieses Volk kämpft in Hunger und Not einen unablässigen Kampf um ein mächtiges und saturiertes Polen von morgen . . . . Der Geist dieses Krieges belebt unsere ganze Volkswirtschaft, gibt ihr die Entwicklungsrichtung, bildet ihre Organisationsformen, hebt sie auf den höheren Gipfel der Gerechtigkeit und macht sie damit also auch geeigneter für einen Krieg mit den Waffen."

Zieht man die idealisierenden Phrasen von dieser Darstellung ab, dann bleibt als ihr nüchterner Kern die polnische Eroberungs- und Aggressionslust in volkswirtschaftlicher Tarnung übrig. Anstatt aus dem Mangelzustand, wie ihn Jastrzebski treffend charakterisiert, durch friedliche Aufbaumethoden herauszukommen zu versuchen, empfiehlt man das Mittel der Gewalt. Anstatt ferner nach den grundsätzlichen Ursachen der polnischen Not zu fahnden, bewegt man sich auf militärischen Abwegen. Pläne werden immer wieder über den Haufen geworfen, da sie sich mit der verschwommenen polnischen Expansionssucht nicht vereinbaren lassen. Die daraus entstehenden anormalen Zustände in der Wirtschaft werden willkürlich unterschätzt. Hier liegt zweifellos eine der wesentlichsten Fehlerquellen und Voraussetzungen der wirtschaftlichen Fehlleistung in Polen.

Der Nord-Süd-Kompromiß.

Aber nicht nur diese Fehlerquelle wird bei einer Betrachtung der polnischen Volkswirtschaft anzuführen sein. Das Grundübel ist dasselbe wie bei dem gesamtstaatlichen Aufbau: der Kompromiß zwischen der Ost- und der Westrichtung der polnischen Dynamik, die zwangsweise, krampfhafte, den Naturgesetzen widersprechende, Ausrichtung des volkswirtschaftlichen Interesses auf die Nord-Süd-Richtung seewärts nach Gdingen und Danzig. Mit anderen Worten: der von Versailles inspirierte Versuch, das natürliche Ost-West-Gefälle des Handels und Verkehrs im Rahmen eines vermeintlichen Zwischeneuropas zu einer Stauung zu veranlassen, als welche recht eigentlich unter den heutigen Umständen der internationale Anteil Polens an dem mitteleuropäischen Wirtschaftsgeschehen nach Warschauer Ansicht zu verstehen wäre. Jedem Laien muß dieser Widersinn einleuchten. Indessen wird eine Überprüfung des Außenhandels Polens diesen Sachverhalt noch im einzelnen zu belegen versuchen.

Mit dem Bau des Hafens von Gdingen, insbesondere mit dem vollen Einsatz des Hafens im Jahre 1929, stellte Polen seinen Außenhandel zum größten Teil von der 5389 Kilometer betragenden Landgrenze auf die nur 140 Kilometer lange Seegrenze um. Seit dieser Zeit wurden durchschnittlich 70 bis 80 v. H. des polnischen Außenhandels über die Häfen Danzig und Gdingen abgefertigt.

Inwieweit der deutsch-polnische Zoll- und Wirtschaftskrieg, der im Jahre 1926 ausbrach, dem Entschluß Polens, seinen Außenhandel an der Peripherie des mitteleuropäischen Raumes fluktuieren zu lassen, förderlich gewesen ist, mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist, daß als Folgeerscheinung der Verlagerung des polnischen Außenhandels aus der Ost—

Außenhandel Polens über die See- und Landgrenze
(amtliche polnische Ziffern)

	1935		1936		1937		1938	
	1000 t	Mill. Zł.	1000 t	Mill. Zł.	1000 t	Mill. Zł.	1000 t	Mill. Zł.
Einfuhr gesamt	2.572	860	3.066	1.003	3.683	1.254	3.312	1.300
Landweg	1.310	332	1.380	354	1.408	433	1.181	504
Seeweg	1.362	528	1.686	649	2.275	821	2.131	796
davon:								
Danzig	396	78	526	71	800	100	832	98
Gdingen	866	450	1.160	578	1.475	721	1.299	698
Ausfuhr gesamt	13.436	925	12.958	1.028	14.998	1.196	15.591	1.185
Landweg	2.957	336	2.276	350	2.714	404	3.027	422
Seeweg	10.479	589	10.682	676	12.274	792	12.564	763
davon:								
Danzig	4.226	278	4.423	306	5.123	316	5.150	278
Gdingen	6.253	311	6.259	370	7.151	476	7.414	485

West- nach der Nord—Süd-Richtung zwar eine gewisse Stabilisierung der polnischen Handelspolitik zu erkennen war, die vordem von einem Extrem ins andere schwankte. Andererseits war der Verlust natürlicher Absatzmärkte wie z. B. des deutschen angesichts des völligen Fehlens neuer Absatzmärkte in jedem Falle für Polen verbunden mit existentiell bedrohlichen „Schwimmstößen" im Gefälle des Weltmarktes. Begünstigt durch den englischen Bergarbeiterstreik faßte Polen später vorerst für Kohle auf dem skandinavischen Markt Boden unter den Füßen. Mit Hilfe des Holzes wurde eine weitere wichtige Außenhandelsposition gesichert, welche eigen verdientes Geld ins Land brachte, und die Zahlungsbilanz aufpulverte.

Bei einem so kapitalschwachen Lande wie Polen, muß die Zahlungsbilanz stets in enger Verbindung mit der Außenhandelsbilanz stehen. Die Entwicklung der polnischen Zahlungsbilanz ist sehr aufschlußreich für die gesamte volkswirtschaftliche Situation Polens. Aus Raumgründen müssen wir es uns jedoch versagen, eine eingehende Analyse anzustellen. So mag der Hinweis genügen, daß die polnische Zahlungsbilanz stets passiv gewesen ist. Die Milderung der Passivität, der mit allen Mitteln erreichte erstmalige konkrete Ausgleich des Budgets, fällt zeitlich zusammen mit dem Inkrafttreten des Vierjahresplans. In den Budgetjahren 1936/37, 1937/38 und 1938/39 werden wahre Seiltänzerkunststücke auf finanziellem Gebiete aufgeführt, zumal es gilt, die Einnahmequellen so ergiebig wie möglich zu gestalten, hingegen bei den Ausgaben sämtliche irgendwie zulässigen Abstriche zu machen. Inzwischen war die Rüstungsanleihe aufgelegt worden, die 404 Millionen brachte. Am 8. April 1939 erklärt Tadeusz Grodyński in der „Polska Gospodarcza":

„Der Budgetausgleich gibt die Garantie, daß auch nicht ein Groschen der Beträge, die so opfervoll von der ganzen polnischen Gemeinschaft für die Anleihe gegeben sind, nicht irgendeinem Budgetkonsum zufällt, sondern ganz und ausschließlich zur Festigung und Stärkung der granitnen Grundlage unserer staatlichen Existenz, — für die Zwecke einer starken Armee verwendet wird."

Es besteht nach derartigen Aussagen nun kein Zweifel mehr, daß jede Aufstellung der Zahlungsbilanz des polnischen Staates, welche Posten sie auch spezifizieren möge, nur den Sachverhalt der angestrengtesten Kriegsrüstung zu verschleiern berufen ist. Die jeweils veröffentlichten Beträge werden also niemals ihrem eigentlichen Zwecke zugeführt, trotz parlamentarischer Ausschüsse, die das Budget zu überwachen haben. Das Schuldnerland Polen aber verschuldet sich an das In- und Ausland immer mehr um der Rüstung willen.

Lenkt man den Blick aus dieser Perspektive auf die Struktur des polnischen Außenhandels, so entdeckt man, daß bereits seit 1934 systematisch alle rüstungswichtigen Güter in der Einfuhr wie in der Ausfuhr bevorzugt werden. Das Blatt der Schwerindustrie, die „Przegląd Gospodarczy" (Nr. 14 v. 15. 7. 1939) umschreibt diese Tatsache ziemlich deutlich, wobei es die mehr oder weniger rüstungsbedingten Güter als „Investitionsgüter" und die übrigen Waren als „Konsumgüter" ausgibt. Aus der Aufstellung dieser Wirtschaftszeitschrift geht unzweideutig hervor, daß bei den Investitionsgütern die Einfuhr seit 1934 gestiegen, die Ausfuhr dagegen gesunken ist. Bei den Konsumgütern sind Einfuhr und Ausfuhr gesunken, und zwar erst seit 1937.

Die Ausfuhr von Mineralien stellt sich nur noch auf 3 bis 5 Mill. Zl. jährlich, dagegen ist die Einfuhr der entsprechenden Mengen von 14 Mill. Zl. 1934 auf 23 Mill. Zl. 1938 gestiegen. Dabei ist nicht uninteressant, daß die Erdölerzeugung Polens im Drohobyczer und Jaslo-Gebiet (nach Seraphim, Königsberg), im Jahre 1909 etwa 2 Mill. t, im Jahre 1938 aber nur 510 000 t betrug, was auf die Erschöpfung der Erdölvorräte zurückzuführen ist. Bei den Metallen und Metallerzen hatte Polen noch in 1934 einen Ausfuhrüberschuß von 16 Millionen Zloty, seit 1936 übersteigt die Einfuhr wesentlich die Ausfuhr in Verbindung mit einer Ausweitung des Handelsvolumens. 1936 beträgt der Minussaldo bei Metallen und Metallerzen 50 Mill. Zl., 1937 96 Mill. Zl. und 1938 90 Mill. Zl. An Maschinen und Apparaten führt Polen durchweg weit mehr ein als es ausführt. Einer Einfuhr von 210 Mill. Zl. steht eine Ausfuhr von nur 16. Mill. Zl. im Jahre 1938 gegenüber. — Anders sieht die Sachlage bei den Konsumgütern aus. Der Handel mit Lebensmitteln und Viehzuchtartikeln ist für Polen, wie es für ein Agrarland üblich ist, durchweg aktiv, und zwar im Einfuhr/Ausfuhrverhältnis von 338,8 v. H. in 1936, 267,1 v. H. in 1937 und 252,6 v. H. in 1938. Ganz besonders bemerkenswert ist aber, daß zum Beispiel die Position „Bekleidung" mit Ausnahme der Konfektion seit 1934 stets mit einem 20- bis 30prozentigen Passivsaldo erscheint, was auf die starken Rohstoffzufuhren (Baumwolle, auch Wolle usw.) zurückzuführen ist.

Die oben veröffentlichten Ziffern des polnischen Außenhandels ergeben seit 1937 insgesamt einen erheblichen Passivsaldo, den Polen gegenwärtig vorwiegend durch einen verstärkten Kohlen- und Koksexport aufholen will, nachdem der englisch-polnische Vertrag mit den englischen Grubenbesitzern über die Absatzmärkte gelockert worden ist. Allgemein kann also festgestellt werden, daß — obwohl man sich polnischerseits vornehmlich mit der Veränderung der Weltmarktpreise herausreden will, die auch nicht geleugnet werden soll, dennoch die Schrumpfung der Einfuhr auf die notwendigsten Investitionsgüter und die Ausweitung des Exports aus Gründen der Hereinbringung von Devisen vollkommen rüstungsbedingt sind.

Das Dilemma des Passivsaldos im Außenhandel und in der Zahlungsbilanz gibt schließlich Veranlassung, auf die Folgen hinzuweisen, welche aus einer Wirtschaftspolitik entstehen, die bedenkenlos darauf ausgeht, ein ganzes Volk und einen nicht unbedeutenden wirtschaftlichen Sektor aus dem mitteleuropäischen Großwirtschaftsraum abzusondern, ihn mit Gewehren, Kanonen, Flugzeugen, Bomben und sonstigem Kriegsmaterial zu füllen, ihn also zu einem Pulverfaß zu machen, wohingegen der Bevölkerung dieses wirtschaftlichen Sektors, der ohnehin nicht nur bildlich, sondern auch faktisch (man denke an die Überschwemmungen der ungeregelten Weichsel) das Wasser am Hals steht, neue Lasten durch innere und äußere Anleihen für Kriegsziele aufgebürdet werden und sie damit fast vor die nackte Existenz gestellt ist. Die polnische Währungspanik, die Silbergeldhamsterei, die Lockerung der polnischen Währungsdeckungsvorschriften, der Verlust der wirtschaftlichen Bindungen zwischen den Teilgebieten, alles das sind Sturmzeichen für die Rache, die die von Polen zu einem „Zwischeneuropa" nord-südlicher Orientierung vergewaltigte ostmitteleuropäische Sphäre des mitteleuropäischen Großwirtschaftsraumes an ihren Peinigern zu nehmen

sich anschickt. Das natürliche Ost-West-Gefälle erträgt die künstliche Nord-Süd-Stauung nicht mehr lange, nachdem sich der mitteleuropäische Raum mehr und mehr konsoldiert hat. Schien der deutsch-polnische Wirtschaftsvertrag von 1934 dieser Handelsstauung einen Ausfallsweg zu gewährleisten, so hat Polen jetzt durch seine Boykottaktionen gegen deutsche Waren, durch die Aushöhlung dieses Vertrages diesen Ausfallsweg wieder verstopft. Es kann also nicht ein deutsches Interesse sein, den wirtschaftlichen Widersinn Polens so oder so zu sanktionieren. Und es ist schade, daß aufbaufähige Köpfe, wie etwa Herr Kwiatkowski u. a., die zum Besten der mitteleuropäischen Welt manches hätten beitragen können, hartnäckig gegen die „Logik der Dinge" verstoßen und offenbar ihre Donquichotterien weiter treiben wollen.

Polens wirtschaftspolitischer Weg von heute muß, darüber dürften sich alle Einsichtigen klar geworden sein, für Polen verhängnisvoll auslaufen!

Auff die Haupt Städte in Preussen

Thorn / du bist / man sagts / die Reine
Elbing ist der vesten Eine /
Königsberg ist groß zu sehen
Dantzig wird für alle stehen.

Georg Greflinger

Detlef Krannhals

Die Weichsel, eine deutsche Kulturleistung

Unter den großen mitteleuropäischen Strömen, deren Bedeutung für die europäische Wirtschafts- und Kulturwelt erst durch die jahrzehnte-, ja jahrhundertelange stete Arbeit deutscher Menschen geschaffen wurde, hat die Weichsel bisher im Schatten gestanden. Das hat seinen Grund weniger in dem Unvermögen dieses Stromes gehabt, sich den großen Flußverkehrswegen Mitteleuropas an die Seite zu stellen, sondern ergibt sich aus dem allgemein wenig verbreiteten Wissen um die Weichsel an sich. Dabei hat das Deutschtum allen Grund, auf eine hier im Nordosten seines Staatsraumes und an dessen Peripherie geleistete Arbeit stolz zu sein, und alle Ursache, sich dessen allgemein bewußt zu werden, weil hier wie so häufig von polnischer Seite eine deutsche Leistung als die eigene ausgegeben wurde. Nach jahrelanger, sorgfältiger Vorarbeit hat nunmehr die Technische Hochschule Danzig in diesem Jahre der Öffentlichkeit ein Werk über die Weichsel vorgelegt, das „ihre Bedeutung als Strom und Schiffahrtsstraße und ihre Kulturaufgaben" einer eingehenden Würdigung unterzogen hat. Herausgegeben von Prof. Richard Winkel, faßt es die Arbeiten von drei Verfassern zusammen. Den geographischen Teil „Die Weichsel im ostmitteleuropäischen Raum" schrieb Prof. Dr. Creutzburg, Dresden, den geschichtlichen „Die Rolle der Weichsel in der Wirtschaftsgeschichte des Ostens" Dr. Krannhals, Danzig, und die Abfassung des wirtschaftskundlichen und des flußbaulichen Teiles: „Die Verkehrsentwicklung auf der Weichsel" und „Der Weichselstrom und seine Bewirtschaftung" stammt von Dr. Rehder, Wilhelmshaven. Das Werk erschien in der Reihe „Deutschland und der Osten" und wurde von S. Hirzel in Leipzig verlegt. Von einem der Mitarbeiter bringen wir hier eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse.

I.

Ein großer Strom erhält seinen eigentlichen Sinn erst durch die an ihm und durch ihn vollbrachte Leistung. Ein Volk, das aus einem ihm durch die Gunst der geographischen Lage in die Hand gegebenen Strom etwas zu schaffen verstand, hat das Recht, von diesem Strom als seinem Strom zu sprechen. In diesem Sinne sind Rhein, Weser, Elbe, Oder und Weichsel „deutsche" Ströme. Denn sie wurden eingefangen, geregelt und nutzbar gemacht, befahren, ausgewertet und zu Straßen gemacht durch deutsche Arbeit und durch die in Jahrhunderten angespeicherte Leistung wirksames Glied der deutschen Volkswirtschaft.

Ein Volk aber, das sich eines Stromes nicht anzunehmen versteht, das ihn fließen läßt, als lebten an seinen Ufern nur die Tiere des Waldes, das nur nutznießend seinem Ablauf zusieht und diese große Straße versanden, verschlicken, überschwemmen und zerstören läßt, hat genau so viel Berechtigung, einen solchen Strom den seinigen zu nennen, wie es seinethalben mit Stolz auf den Besitz einer Wüste oder eines toten Sumpfes verweisen mag. Und sei der Strom auch lückenlos von der Quelle bis zur Mündung seinem Staatsgebiet eingebettet.

Blicken wir auf eine Karte der Weichsel, so erscheint sie auf den ersten Blick als ein fast ausschließlich dem polnischen Staate gehöriges Gewässer. Aber die gegenwärtigen Grenzen des polnischen Staates wurden erst vor zwei Jahrzehnten gezogen und das ist in der Geschichte eines Stromes eine kurze Spanne. Außerdem sind die durch die Grenzziehung von Versailles geschaffenen Landschaftszusammenhänge keine natürlichen, und jener Schein des Kartenbildes trügt also, der uns die Weichsel als einen „polnischen Strom" vor Augen führen möchte. Denn die Unterweichsel, die das Diktat von Versailles zu Polen schlug, durchfließt ein

dem Mittel- und Oberlauf landschaftlich, volklich und kulturell völlig fremdes Gebiet. Ist also ihr Unterlauf als „nichtpolnisch" zu bezeichnen, so geben uns auch mannigfaltige Kriterien der Siedlungs- und Baukultur an den Laufabschnitten in Masowien, Mittel- und Kleinpolen das Recht, die alleinige Geltung der Weichsel als eines urpolnischen Stromes in Zweifel zu ziehen.

Geographisch, ethnologisch, politisch und auch wirtschaftskundlich gesehen, ist die Weichsel ein Schwesterfluß unserer mitteleuropäischen Ströme; ein Glied in jener großen „Fünfstromreihe", die in der norddeutschen Tiefebene mit dem Rhein beginnt und, über Weser, Elbe und Oder fortschreitend, mit der Weichsel endet. Dabei weisen Rhein und Weichsel ganz bestimmte Parallelerscheinungen auf. Beide haben ein annähernd gleich großes Einzugsgebiet, beide entspringen als Hochgebirgsflüsse, durchmessen im Mittel- und Unterlauf wesentliche Tieflandstrecken und haben quer zur Laufrichtung gelagerte Mittelgebirgsschwellen zu durchbrechen. Beide münden auch in einem anderen Staatsgebiet als jenem, das sie in erster Linie zu durchfließen haben.

Aber Rhein und Weichsel unterscheiden sich auch in ganz ungeheuer wesentlichen Punkten, an deren Charakterisierung sich vor allem die Eigenart der Weichsel darstellt. Und diese Unterschiede liegen in der wirtschaftlichen Bedeutung, der Deich- und Stromkultur beider Flüsse und auch jener krassen Landschaftsscheide, die bei der Weichsel Unterlauf und Mittellauf trennt — was beim Rhein keineswegs in dem gleichen Maße in Erscheinung tritt. Denn die holländische Landschaft und sein holländischer Laufabschnitt und seine Menschen sind den eben zuvor vom Rheine durchflossenen Niederungsgebieten geographisch, kulturell und auch rassisch verwandte Uferlandschaften, während wir an der Weichsel bei Thorn vor der alten deutsch-russischen Grenze an einer der am schärfsten ausgeprägten Kulturgrenzen Europas stehen.

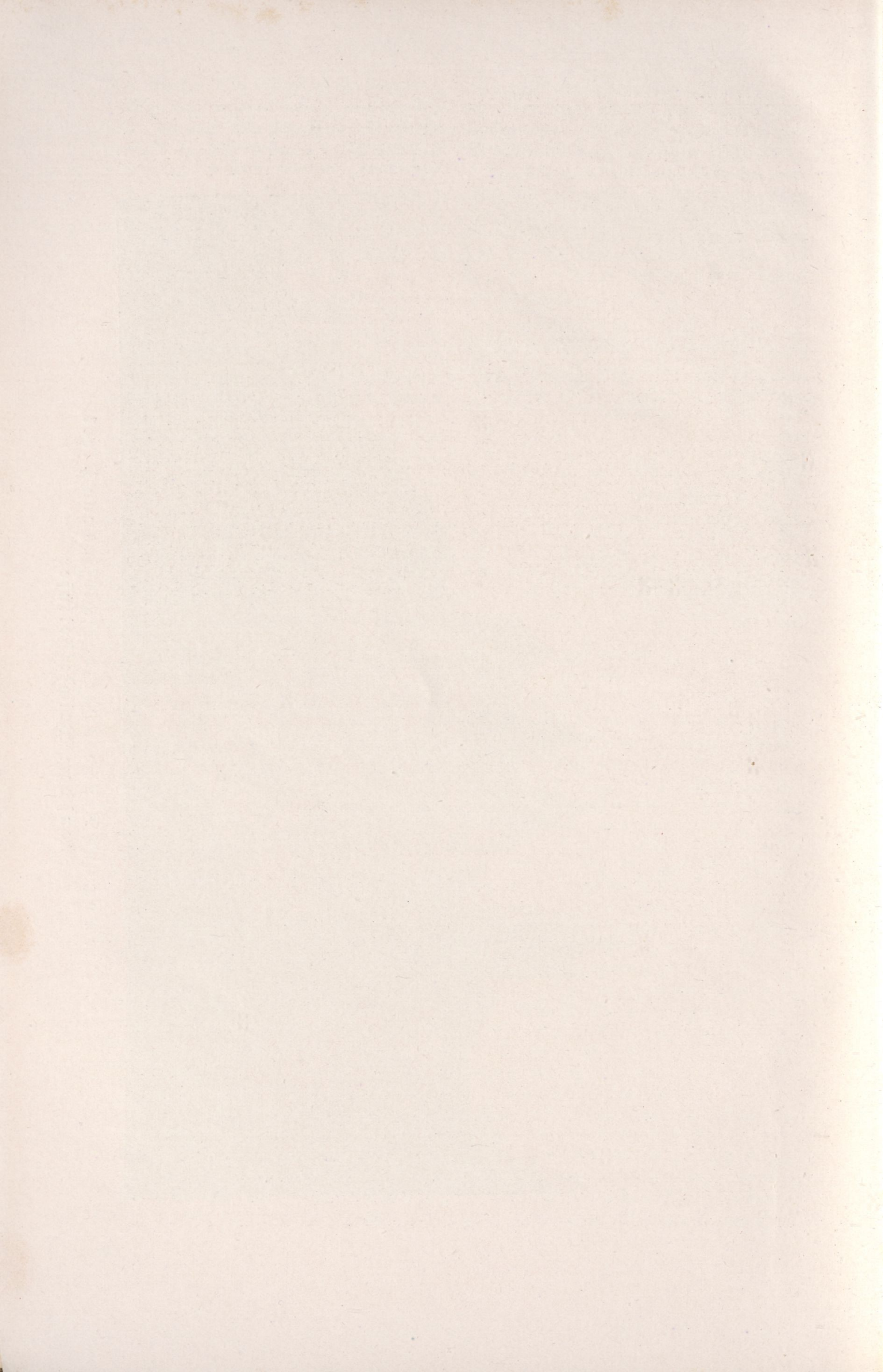
+

Der Gesamtcharakter der Weichsel als eines Flusses schlechthin ergibt sich aus den rein geographischen Eigenschaften, in denen sie mit den westlich benachbarten deutschen Strömen übereinstimmt. Die quer zur Laufrichtung gelagerten Landschaftszonen — Mittelgebirgsschwelle, Urstromtalsenke und Baltischer Höhenrücken — werden nacheinander durchbrochen und dem Strome damit in seinen einzelnen Laufabschnitten Eigenheiten aufgeprägt, die diese stark voneinander unterscheiden und die Gesamtlauflänge aus später aneinander gefügten Gliedern zusammengesetzt erscheinen lassen.

Diese vier einzelnen Glieder reihen sich in einer den übrigen mitteleuropäischen vier Strömen unähnlichen Form aneinander und schaffen so in dem sogenannten Weichselbogen ein Flußbild, das nicht nur als Erscheinungsform gerade der Weichsel eigen ist, sondern auch auf die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Weichsel von nachhaltigem Einfluß war. Denn der weit nach Osten ausgreifende Weichselbogen verlängerte die Süd-Nord-Richtung des Stromes sehr beträchtlich. Die Bedeutung der Weichsel als zwischeneuropäische Großstraße wurde dadurch gemindert, der Weichselbogen ein verkehrspolitisch toter Winkel. Die Einzelelemente dieses Weichselbogens sind der **Oberlauf**, das Laufstück von Krakau bis Sandomir, das, der oberen Donau nicht unähnlich, im Parallelzug zum Hochgebirgsfuß der Karpathen die Karpathenvorlandflüsse aufnimmt. Weiter der **Mittellauf** von Sandomir bis zur Bugmündung. Er beginnt mit dem fast genau nordsüd gerichteten Durchbruchsabschnitt durch das „polnische Mittelgebirge" an der Nahtstelle zwischen dem kleinpolnischen Hügelland und der podolischen Platte und nimmt dann ganz den Charakter eines Tieflandflusses an. Diesen behält er, von Warschau ab dem großen bis nach Eberswalde hin ausstreichenden Urstromtal folgend, auch weiterhin. Der **Unterlauf** zerfällt in zwei völlig verschiedene Laufstrecken, von Modlin bis Fordon paßt er sich ganz dem Talzuge des Urstromtales mit seiner Ostweſtrichtung an, und der wichtigste und eigentliche Unterlauf, der **Durchbruchsabschnitt** durch den baltischen Höhenrücken, verläuft als eine wichtige Talstraße wieder in fast genau südnördlicher Richtung. Von dem südlichen gleichlaufenden Durchbruch aber eindeutig durch seine große Bedeutung als Ver-



Der Dom und Reste des Herzogsschlosses von Plock
auf dem Weichselsteilufer





Burgruine Beberen (Ordensburg) in der Weichsel

kehrspforte unterschieden. Mit dem Weichselbogen hat der nördliche Durchbruch nichts mehr zu tun. In Charakter, Laufrichtung und Bedeutung wendet er sich von der mittelpolnischen Weichsel ab und durchfließt eine diesen Räumen völlig fremde Landschaft.

Denn die Zerlegung der Weichsel in ihre verschiedenen Laufabschnitte resultiert aus ihrer der breitenparallelen Zonengliederung Mittel- und Zwischeneuropas entgegengesetzten Laufrichtung. Da sie nacheinander die Mittelgebirgsschwelle, den „Gürtel der großen Täler" und schließlich auch den baltischen Höhenzug zu überwinden hat, erfährt die Weichsel in jeder dieser Zonen eine der vorausliegenden oder verlassenen unähnliche Prägung. Man kann daher unmöglich von einem „Weichselraume" sprechen, wie dies die polnische Forschung getan hat. Es mögen sich augenblicklich das Einzugsgebiet der Weichsel und der künstliche polnische Staatsraum in manchen Landschaften decken; ein einheitlicher Raumkörper, der zur Weichsel in ursächlicher Beziehung stünde, ist damit aber nicht geschaffen. Denn während der Fluß im Osten mit seinem Einzugsgebiet in Räume hineingreift, die eindeutig dem Osten Europas angehören und nicht mehr Mittel- und Zwischeneuropa: das Tafelland des podlachischen Landrückens und der podolischen Platte, bleibt er im Westen weit hinter den Umgrenzungen zurück, die ihm das Relief des Landes bieten könnte. Hier wird die Weichsel durch die Oder in den Osten hinein abgedrängt. Ein Weichselraum könnte auch nur durch eine Reihe von wechselwirkenden Bezügen geschaffen werden, die die gesamte weitere Flußlandschaft zu einer Einheit schweißen. Es wären dies vor allem kulturelle, wirtschaftlich-verkehrstechnische und nicht zuletzt volkliche Eigenschaften, die ein an sich aus divergenten Einzellandschaften zusammengesetztes Flußgebiet zu verbinden geeignet wären. Auch könnte der Fluß in seiner Eigenschaft als Straße den von ihm durchflossenen Landschaften eine einigende Klammer sein. Alles dies ist bei der

Weichsel nicht der Fall. Denn das Unterweichselgebiet fügt sich nirgend in diesen Gesamtrahmen.

Seine kulturelle Prägung, wie sie in der Landeskultur, im Städtebau, in Land- und Forstwirtschaft, im ständischen Aufbau der Bevölkerung, in der Industrie und nicht zuletzt im gepflegten Zustand des Unterlaufabschnittes der Weichsel zum Ausdruck kommt, ist von der Kongreßpolens wie Tag und Nacht unterschieden. Seine wirtschaftlich-verkehrstechnische Bedeutung liegt heute keineswegs mehr darin, End- und Sammelpunkt einer Gesamt-Weichselschiffahrt zu sein. Selbstverständlich hätte der Flußlauf an sich den natürlichen Charakter einer Polen mit den Gebieten des früheren Westpreußen und der Küste verbindenden Straße haben können, aber das Schwergewicht liegt heute nicht in seiner verbindenden Eigenschaft, sondern darin, daß die Weichsel eine für den inneren Wirtschaftsverkehr Westpreußens notwendige Straße bildet und außerdem wichtiger Träger der Q u e r verbindungen des nordostdeutschen Wirtschaftsorganismus ist. Das kommt vor allem in den Tonnagezahlen zum Ausdruck, die auf der Weichsel in Richtung West-Ost und umgekehrt umgeschlagen werden, d. h. in dem Verkehr zwischen den gegenwärtig getrennten beiden Reichsteilen: Ostpreußen und übriges Reichsgebiet und in dem Umfang des westpreußischen Binnenverkehrs, der für Danzig seit jeher das gravierende Moment seiner Beziehung zu dem ihm zufließenden Strom gebildet hat. Endlich sind die volklichen Zusammenhänge zwischen dem Weichselunterlauf und der Landschaftsvielheit an Mittel- und Oberlauf die denkbar losesten. Westpreußen ist ein von deutscher Bevölkerung besiedelter und ausschließlich durch deutsche Kulturleistung erschlossener und nutzbar gemachter Raum. Kongreß- und Kleinpolen sind Landschaften polnischen Volkstums. Die Räume, die dort mit der Weichsel in Beziehung stehen, bewohnt ein Volkstum, das sich rassisch, sprachlich, kulturell und wirtschaftlich unvergleichlich krasser von dem deutschen Volkstum des Unterlaufes unterscheidet, als dieses, wie wir sahen, unter den ähnlich gelagerten räumlich-staatlichen Verhältnissen des Unterrheins der Fall ist.

+

Jedem genutzten Großraum der Erde fällt zwangsläufig eine Grundaufgabe zu, der er sich passiv, ohne ordnendes menschliches Zutun, unterzieht und die damit seine Bestimmung wird. Die von der Weichsel durchflossene zwischeneuropäische Landschaft ist ein D u r c h g a n g s l a n d erster Ordnung. Die breitenparallele Zonengliederung hat hier Straßen, Völkerbewegungen, Wirtschaftsbeziehungen und Staatenbildungen in eine von der natürlichen Gliederung vorgezeichnete Ost-West-Bewegung geleitet, die die Dynamik dieses Raumes fast einhellig bestimmt. Fast rechtwinklig wird diese Grundrichtung von dem nordsüd gerichteten Weichsellauf durchschnitten. Die damit zutage tretende Durchkreuzung der natürlichen Bewegungsrichtungen macht den Eigenwert der Weichsel aus, der diesen auf ihre Ost-West-Beziehung ausgerichteten Landschaften einen Ausgang nach dem Norden und eine Verbindung zum Meere zu eröffnen scheint. Allerdings treffen hier keine gleichgewichtigen Elemente aufeinander. Denn der Fluß durchbricht hier als meridionale L i n i e die breitenparallelen Z o n e n (Creutzburg).

Immerhin hat aber das Vorhandensein der Weichsel als einer L e i t l i n i e dazu geführt, daß sich westöstliche, also kontinental bestimmte Kräfte mit nordsüd gerichteten, also maritimen, durchkreuzten. Dies läßt sich schon bei den ersten bekannten Völkerbewegungen im zwischeneuropäischen Raum beobachten, die je nach Herkunft und Wanderziel der Völker, Rassen und Stämme entweder der kontinentalen Richtung der breitenparallelen Zonen folgen oder die Weichsel in ihrer Fließrichtung von Südost nach Nordwest und umgekehrt zur Leitlinie haben.

Für die mannigfaltigen Wanderungen des Ostgermanentums ist die Weichsel eindeutig richtunggebend gewesen. Man kann sagen, daß die Weichsel wie ein großer Richtweg zwischen die beiden Völkertore: Weichselmündung und Mährische Pforte, gespannt ist und die Ausbreitungstendenzen vorgeschichtlicher Kul-



Weichselufer bei Leslau (Włocławek)

turen mitunter auch einzelnen Verästelungen des Weichselflußsystems deutlich gefolgt sind. Das erste sicher bestimmbare Volk, auf dessen Lebensraum die Weichsel einen Einfluß gehabt hat, sind in der jüngeren Steinzeit jene Angehörigen des germanischen, nordisch bestimmten Kulturkreises, deren Siedlungen in dichter Folge an den beiden Höhenrändern des unteren Weichseltals aufgereiht lagen. Für nahezu 2000 Jahre wird dann in der Folgezeit das gesamte Weichselgebiet Kernstück der ostgermanischen Kulturausbreitung. Für alle sich in seinem Besitz ablösenden Stammesgruppen blieb es richtunggebend: die Weichsel wurde zur Achse der ostgermanischen Siedlungsgebiete — zum ostgermanischen Strom. Auch die erste große Handelsstraße des Ostens, die sogenannte Bernsteinstraße, folgte dem Weichsellauf, allerdings nur solange dieser im Unterlauf Nord-Süd-Richtung hat. Sie ist damit bis in die Neuzeit hinein die einzige Großstraße, die die Weichsel in dieser Richtung begleitete. Der gleichfalls meridional verlaufende Durchbruchsabschnitt des Mittellaufs hat mit keiner alten Straße in Beziehung gestanden und alle anderen großen Straßenlagen folgen, vom Unterlauf abgesehen, der Weichsel nur so lange, wie diese Ost-West-Richtung hält.

Um 200 n. Zw. hat sich der ostgermanische Siedlungs- und Kulturraum bereits weit über das Einzugsgebiet der Weichsel ausgedehnt, sein von Nordwest nach Südost gerichtetes Ausdehnungsbestreben aber beibehalten. Selbst nach der gewaltigen Ausdehnung des germanischen Kulturraumes im Gefolge der gotischen Südwanderung können wir an der Lage verschiedener Stammeskulturen noch eine deutliche Abhängigkeit von der Weichsel ablesen. Eng der Mittelweichsel folgend, schiebt sich hier im Raume des heutigen Masowien der burgundische Siedlungskeil in das vandalische Gebiet hinein. Damit hören die maritimen Tendenzen in den Bevölkerungsverschiebungen im Weichselgebiet auf. Nach dem langsamen Abzug des Germanentums sind die Sla-

wen in breiter kontinentaler Front allmählich von Osten nach Westen vorwärts gesickert, ohne sich in ihren Zügen wesentlich von der Weichsel als einer Leitlinie bestimmen zu lassen.

Nach dem Ausgang der Völkerwanderungszeit sind in den hier eingerückten Stämmen eine Reihe von noch unklaren Verschiebungen vor sich gegangen und erst im 9. und 10. Jahrhundert finden wir sie als eine Vielzahl kleinerer Volksstämme in einer Reihe von Wohnsitzen im Weichselgebiet vor. Im unmittelbaren Flußraum sitzen hier im Süden die Wislanen, im Norden die Masowier und Kujawier und im Raum des Weichselbogens die Polanen, Lentschitzer und Sieradzer. Aus ihnen bildete sich im Verlaufe des 9./10. Jahrhunderts das polnische Volk und wurde durch eindeutig wikingischen Einfluß zu einem Staate zusammengefaßt. Dieser nordische Eingriff in das Weichselgebiet kann mit großer Wahrscheinlichkeit unmittelbar mit dem Fluß in Beziehung gesetzt werden. Wir wissen zwar nicht, ob der erste piastische polnische König, der Wikinger Dago, über die Weichsel mit Polen in Berührung gekommen ist. Aber die kriegerische und wirtschaftliche Wirksamkeit des Wikingertums ist unmittelbar an der Weichsel spürbar. Bei Danzig wurden in einem alten wikingischen Hafen Flußboote wikingischer Bauart gefunden, bei Mewe an der Weichsel machte man den symbolischen wikingischen Grabfund von Schwert und Waage. Das wikingische Zahlungsmittel, arabische Münzen, ist über das gesamte Weichselgebiet verbreitet, und die Parallelerscheinungen wikingischer Staatsgründungen mit ihren Beziehungen zu Binnenschiffahrtssystemen im äußersten Westen und Osten Europas lassen hier wieder eine „maritime" Beziehung der nordischen Rasse zum Weichselgebiet vermuten. Mit Sicherheit wenigstens haben die Wikinger die Weichsel zur Binnenschiffahrt benutzt.

Als Leitlinie einer Staatenbildung und als ein Anreiz, den sich langsam kristallisierenden polnischen Staat an die Küste vorstoßen zu lassen, kann die Weichsel zur piastischen Zeit nicht angesehen werden. Denn an der Küste waren — ungefähr in dem Raume zwischen dem Küstensaum und dem Südhang des baltischen Höhenzuges — Bewegungen vor sich gegangen, die den Raum, der heute etwa von Ostpreußen, Westpreußen und Hinterpommern gebildet wird, von den südlich gelegenen Gebieten abschlossen. Dazu war der Fluß in seinem Unterlauf das Gegenteil von einer Leitlinie, eine Grenze geworden. Die Weichsel trennte hier die nichtslawischen, baltischen Preußen im Osten von den nichtpolnischen, slawischen Pomoranen (die Vorfahren der heutigen Kaschuben) im Westen, die im Zuge der Auffüllung Ostdeutschlands durch unzählige slawische Teilstämme sich etwa auf dem Raume der früheren Provinz Westpreußen niedergelassen hatten.

Beide Völker standen mit den Polen in erbitterter Fehde, die die Pomoranen an der Netzegrenze, die Preußen im Kulmerland und im nördlichen Masowien mit ihnen austrugen. Diese Bevölkerungsverteilung ist mit eine der tieferen Ursachen dafür gewesen, warum aus der rein geographisch-landschaftlichen Sonderstellung des Unterweichselgebietes mit den Jahrhunderten eine politische wurde. Beides zusammengenommen hat dann in der Folgezeit zu einem scharfen Antagonismus zwischen Küstenzone und Binnenland geführt. Es gibt also keine Autochthonie des Polentums im Weichselgebiet und im Unterweichselraum selbst nach der „Völkerwanderung" keine Anzeichen dafür, daß die polnische Volksbildung mit diesen Landschaften in engeren Bezug getreten wären. Schon vor dem Erscheinen des Deutschtums in diesen Gebieten, also vor ihrer Einbeziehung in den westeuropäischen Kulturkreis, sind Unterweichselland und Landesinneres politische Gegner.

+

Die große Wende in der geschichtlichen Bestimmung der Weichsel vollzieht sich dann in engem Zusammenhang hiermit im Zeitalter der deutschen Ostkolonisation des Mittelalters. Nun treffen eine Reihe von Erscheinungen, die in Ursache und Wirkung nicht voneinander zu trennen sind, zusammen: Die Aufsegelung der Ostsee durch Lübeck, das Erscheinen des Deutschen Ritterordens an der Weichsel, die Missions-, Bau- und Kul-



Fährmann im Boot auf der Weichsel bei Lentzen

turarbeit der deutschen Mönchsorden im Weichselgebiet, die Ausbreitung des deutschen Rechtes im Weichselbogen und darüber hinaus endlich die kulturelle und politische Wirksamkeit jenes gewaltigen deutschen Siedlerstromes aus dem Altreich, der im Mittelalter in den Osten ging.

Jener vergangene Tag um die Wende des 12. Jahrhunderts, an dem lübische Küstenfahrer zum ersten Male den kleinen Danziger Flußhafen anliefen, bedeutete für die Weichsel den Anbruch eines neuen Zeitalters. Erst damit, daß die systematische Erfassung der Ostseeküstenländer durch den Handel des aufblühenden Lübeck auch das Weichselmündungsgebiet und darauf sein Hinterland berührte, ist das Weichselflußsystem für Mitteleuropa geöffnet worden. Es ist das weltgeschichtliche Verdienst Lübecks, die Weichsel aus einem unbenutzten Gewässer des weiten Ostens zu einem wirksamen Glied im wirtschaftlichen und politischen Geschehen der Welt gemacht zu haben. An den Mündungen der großen Ströme, dort, wo die Küstenschiffahrt von der Binnenschiffahrt abgelöst wurde, entstanden von Lübecker Kaufleuten angelegte oder von ihnen benutzte Umschlagstellen für den Fernhandel, die zugleich Vorpostenstellungen für die deutsche Stadtkultur werden sollten. So haben sich, abgesehen von ihrer wirtschaftlichen Vorherrschaft in Nowgorod, über das sie sich die Stromsysteme Innerrußlands erschlossen, die Lübecker die Düna über Riga und die Weichsel über Danzig nutzbar gemacht. Zum ersten Male sollte Leben in den Weichselhandel kommen. Auch die ernsthafte polnische Forschung hat immer den Standpunkt vertreten, daß die Weichsel erst jetzt, im 13. Jahrhundert, zur eigentlichen Handelsstraße wurde.

Es hat eine wahrhaft bis heute entscheidende Bedeutung gehabt, daß es deutsche Wirtschaftspioniere waren, die der Weichsel die Welt erschlossen. Denn damit wurden dieser Strom und seine Landschaften ein Ziel deutschen Wirtschaftsunternehmens, seine Ufer stromauf, strom-

ab Pflanzstätten deutscher Kultur und die an seiner Mündung entstehende Stadt ein wichtiger Stein in dem vielgliedrigen Spiel der deutschen Hansepolitik. Um aber die Landschaften an der Unterweichsel in deutsches Staatsgebiet einbetten zu können, sollten dem vorauseilenden Kaufmann der Ritter als Beschützer der Grenzen und der Bauer folgen, dessen Arbeit allein jenen tragfähigen Boden schaffen sollte, auf dem sich eine gesicherte deutsche Landeskultur aufbauen kann.

Das Fußfassen der Kaufleute des seebeherrschenden Lübeck und das erste Auftreten des Deutschen Ritterordens an der Unterweichsel bei Thorn standen in engstem ursächlichen Zusammenhang. Die dem Orden dort gemachte Schenkung lag noch als eine uneroberte Insel mitten in fremdem Staatsgebiet. Einzig gesicherte Verkehrs- und Nachschubmöglichkeit vom Mutterland war die Seeverbindung in Lübecks Hand und die von diesem weichselaufwärts betriebene Binnenschiffahrt. Damit wurde die Weichsel für den Orden seit den ersten Tagen seines Auftretens im Osten von lebenswichtiger Bedeutung. Selten ist ein Staat in so enger Verknüpfung mit dem Besitze eines Stromes geworden, gewachsen und gefallen. Die Weichsel wurde der Schicksalsstrom des Ordens. Mit seinem Auftreten an ihren Ufern griff zum ersten Male eine deutsche Staatsmacht gestaltend in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Raumes an der Unterweichsel ein. Unter dem Schutze seines straff gegliederten Militärstaates sollten sich jene beiden Kräfte und Erscheinungsformen der deutschen Staats- und Wirtschaftskultur: die deutsche Stadt und das deutsche Dorf bilden, sammeln und entwickeln können, unter deren kulturschaffendem und -erhaltendem Einfluß die Weichsel in den folgenden Jahrhunderten bis in unsere Zeit stand. Und mehr noch: die Arbeit beider schuf die Voraussetzungen für die Bedeutung des gesamten Flusses mit seinen Niederungsgebieten und für seine Verkehrstätigkeit bis in unsere Tage.

Erst nach langen Kämpfen konnte der kühne lübische Vorstoß auch machtpolitisch gesichert werden. Aber dann hat die außenpolitische Festigung des Ordensstaates in den Kämpfen des 13. Jahrhunderts den Deutschen Ritterorden zur einzigen Macht an der Weichsel werden lassen, die sich der Weichsel auch wirklich zu bedienen verstand. Dank ihrer Verbindung mit dem Westen hatte sie es in der Hand, eine geordnete Weichselschiffahrt und einen geschützten Weichselhandel zu treiben. Damit begann seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Unterweichsel von Danzig bis Thorn zu einer deutschen Binnenwasserstraße zu werden.

Mit Hilfe einer sorgfältigen Gesetzgebung wurde diese Straße in befahrbaren Zustand versetzt, gepflegt und erhalten. Während man wohl erst im 14. Jahrhundert an den Bau umfangreicherer Deichzüge gegangen ist, hat sich der Orden um die Freihaltung des Fahrwassers schon seit der Aufrichtung seiner Verfügungsrechte über die Weichsel gekümmert. Denn der deutsche Kaiser Friedrich II. hatte ihm 1226 u. a. auch das „ius imperii . . . in fluminibus", das oberste Herrschaftsrecht auf den Flüssen des Neulandes, verliehen. Vergleicht man an diesem Beispiel die Einstellung des Ordens zum Strome mit der Haltung, die in Polen gegenüber dieser natürlichen Kraftquelle eingenommen wurde, so prägt sich hierin ein so bezeichnender völkischer Gegensatz aus, dessen Auswirkungen die Weichsel auch in der Gegenwart auf das deutlichste und empfindlichste zu spüren bekommen hat. Während der Deutsche sich den Strom dienstbar machte, seine Niederungsgebiete unter Deichkultur nahm, für einen möglichst ungestörten Ablauf der Vorflut sorgte und der Schiffahrt alle Hindernisse aus dem Wege räumte, stand der Pole der Weichsel im wesentlichen passiv gegenüber. Der Pole betrachtete sich als Nutznießer am natürlichen Reichtum des Stromes durch Fischerei, Flößerei, Mühlen und vor allem Flußzölle, legte der Schiffahrt also Hindernisse in den Weg und zog aus der Weichsel eine Art müheloser Einkommens. Umfassende, für das ganze Staatsgebiet nützliche und wirksame Maßnahmen, Regelungsarbeiten, Laufbereinigungen, Wasserbauten usw. sind in Polen jahrhundertelang über-

haupt nicht festzustellen. Die im 16. und 17. Jahrhundert hierin gemachten Ansätze blieben entweder Papier oder wurden nur gelegentlich auf kleinen Strecken durchgeführt, blieben so unwirksam und verfielen bald.

Wenn der Orden auch auf der Weichsel seine landesherrlichen Rechte ausübte, so blieb der Fluß zunächst doch noch Grenzfluß, und die landschaftliche Einheit des Unterweichselgebietes konnte erst dann hergestellt werden, wenn beide Ufer fest in der Hand ihres deutschen Beherrschers waren. Es verdient aber besonders betont zu werden, daß — im schroffen Gegensatz zu der unmöglichen heutigen Grenzziehung an der Unterweichsel zwischen Ostpreußen und Polen — in geschichtlicher Zeit die Weichselgrenze immer in Flußmitte verlief und nicht etwa an einem der beiden Ufer. Es heißt in den Grenzverträgen des 13. Jahrhunderts und auch später beständig: „profunditas Wisla sit terminus" („die Fahrwassertiefe der Weichsel soll Grenze sein") oder die Grenze hatte „media in aqua" zu verlaufen.

Um 1300 kam es nach dem Aussterben des selbständigen pomoranischen Herzogshauses zu längeren Auseinandersetzungen um das Gebiet des linken Weichselufers, den heutigen Raum des „Korridors", in welchem der Orden allerdings seit 1282 bereits als Schlüsselstellung das Gebiet von Mewe an der Weichsel besaß. Es war dies die erste jener großen staatlichen Umwälzungen, die das Gefüge des unteren Weichselgebietes im Laufe seiner bewegten Geschichte durchbebt haben. Eine Reihe von Mächten griff in den Streit um das pomoranische Erbe ein. Der leitende Gesichtspunkt für diese vielen Bewerber um Pomoranien lag weniger darin, daß ihnen das untere Weichselgebiet nun ein so ungeheuer wichtiger Besitz erschien, denn dazu hat es der Orden erst gemacht, es waren meist rein dynastische Voraussetzungen, deren Verwicklung durch die ziellose Politik des letzten Pomoraners entstanden waren. 1310 erwarb der Orden das Gebiet, welches er militärisch schon in der Hand hielt, um 10 000 Mark Silbers von dem durch Lehnsvertrag vor allen anderen bevorrechtigten Brandenburg.

Jetzt hatte der Orden die Landverbindung mit dem Mutterlande, mit dem Deutschen Reiche, hergestellt! Der Unterlauf der Weichsel war in deutsches Staatsgebiet eingebettet und verband so diese wichtige Verkehrsader immer enger mit den nicht nur allein wirtschaftlich stark aufnahme- und abgabefähigen deutschen Landen des Altreiches. Aus der landschaftlichen Einheit des Weichselgebietes war eine politische geworden. Jetzt kam Danzig, der Hafen mit der günstigsten Lage zu Meer und Strom, in die fördernde Obhut eines Staates, dessen politisches Gewicht den deutschen Handel auf Weichsel und Ostsee auch über die eigenen Staatsgrenzen hinaus wirksam zu schützen wußte.

+

War hier im Norden also die Weichsel gesicherter deutscher Besitz, die Mündungsstadt eine deutsche Gründung, Thorn, als erste große Handelszentrale an der Weichsel, eine deutsche Stadt, so finden wir auch im Süden überall dort, wo an der Weichsel eine Stadt, ein Wirtschaftsmittelpunkt, eine — Leistung schlechthin entsteht, Deutsche am Werk. Wir machen an der Weichsel die Beobachtung, daß die Tieflandstrecken an Ober- und Mittellauf auffallend städtearm geblieben sind. Von Krakau bis Sandomir und von Kazimierz bis Warschau finden wir keine alte Stadt an der Weichsel. Dagegen häufen sich die Städte an den Durchbruchsstrecken, sei es im mittelpolnischen Durchbruch, sei es vor allem an der Durchbruchsstrecke der Unterweichsel durch den baltischen Höhenrücken. Und auch diese beiden städtereichen Strecken unterscheiden sich grundlegend voneinander. In Westpreußen entwickelte sich die Städtereihe zu einer blühenden Vielzahl deutscher Gemeinwesen, in Mittelpolen sind alle diese alten Städte heute verkümmert. Als wirklich wichtige Weichselstädte sind hier nur die alte und die neue Hauptstadt Polens — Krakau und Warschau — zu nennen. Denn auch Sandomir, zu schweigen von Kazimierz, kann man heute nur Schatten ihrer einstigen Bedeutung nennen.

Wenn die Ober- und Mittelweichsel in Polen seit dem 13. Jahrhundert über-

haupt Bedeutung zu gewinnen beginnt, dann verdankt sie das jenen Zentren des politischen und wirtschaftlichen Lebens, die in der Reihe der „polnischen" Weichselstädte nun mit einem Male fast schlagartig auf der Bildfläche erscheinen. Diese Städte, von Krakau angefangen bis herunter nach Leslau (Wloclawek), sind aber fast ohne Ausnahme deutsche bzw. deutschrechtliche Gründungen. Der polnische Historiker Kutrzeba hat das auch sehr klar und unmißverständlich mit den Worten gekennzeichnet: „Auch die Städte, die in schon abgeschlossener Form in Polen plötzlich erscheinen, verdanken ihre Gründung den Deutschen, von denen sie besiedelt wurden." Die Lage an Unter- und Oberweichsel entspricht sich also insofern, als wir es hier wie dort mit deutschen Uferstädten zu tun haben. Es hat nach außen hin fast den Anschein, als sei von Thorn aus, das 1231 deutsches Recht erhielt, diese Rechtsbegabung stromab und stromauf gewandert. Stromab entstanden auf dem rechten Weichselufer z. B. 1232 Kulm, 1233 Marienwerder, 1237 Elbing. Hier schritt der Orden tatsächlich der Weichsel folgend mit seinem Gründungswerk vorwärts. Stromauf besitzen Leslau vor 1237, Plock 1237, Sandomir 1244 und Krakau 1257 deutsches Recht. Warschau ist erst 100 Jahre später deutschrechtliche Stadt geworden.

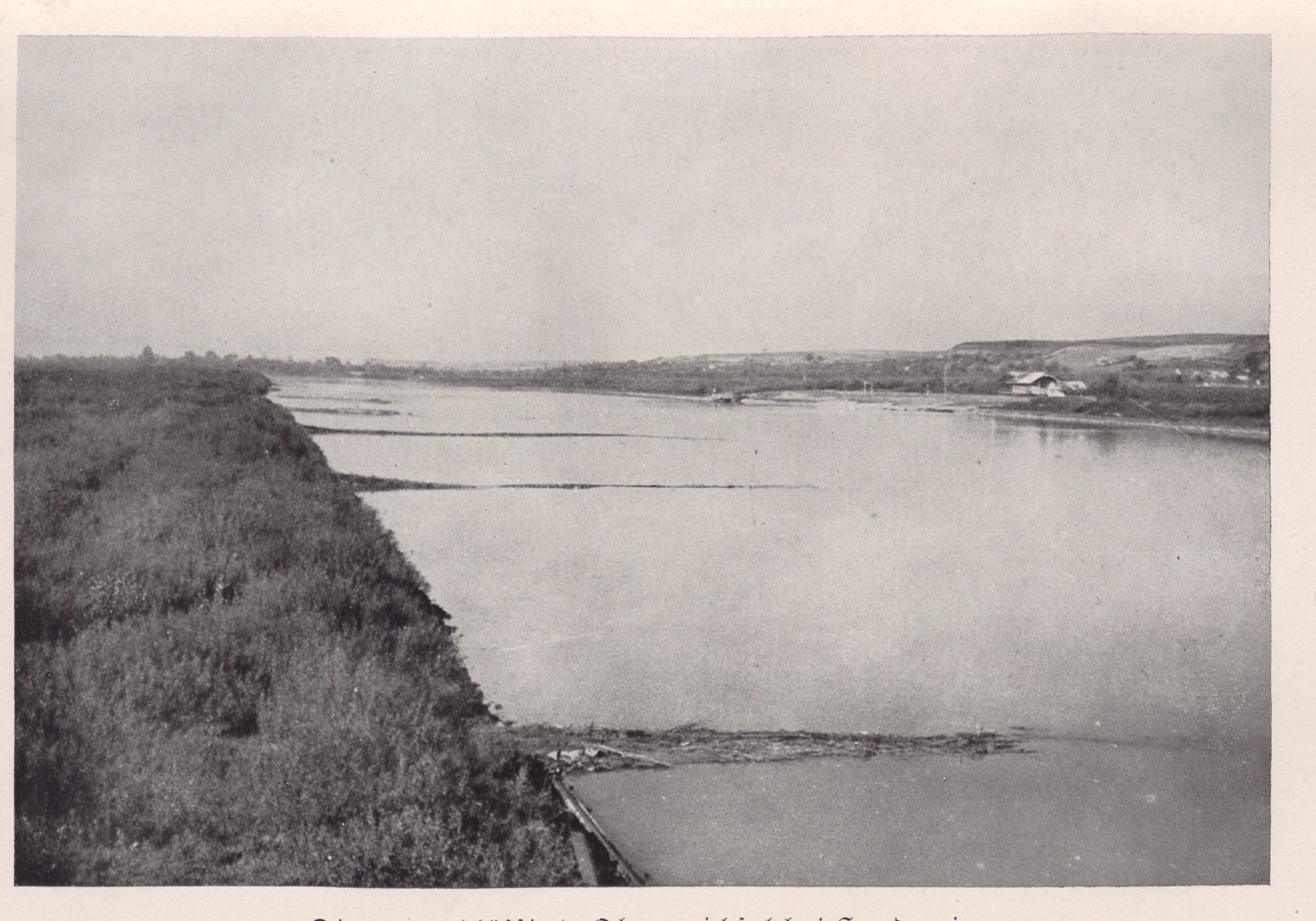
In diesen Städten sitzen deutsche Bürger, vermitteln den Handel auf dem Strome und geben ihm damit zum ersten Male in seiner Geschichte die Bedeutung eines Kulturstromes. Es ist daher nicht übertrieben, wenn wir feststellen müssen, daß der gesamten Weichsel ihre heutige Bedeutung durch die deutsche Kulturleistung geschenkt worden ist und es schon deswegen als sehr problematisch erscheint, von diesem Flusse als einem „urpolnischen Strome" zu sprechen. Denn versuchen wir uns einmal die Leistung der deutschen Ostbewegung des Mittelalters aus dem mittleren und oberen Weichselgebiet fortzudenken — und es ergibt sich da genügend Vergleichsmaterial an dem kulturellen Zustand der Ostgebiete des polnischen Staates —, dann würde die Mittelweichsel mit ihren Niederungsgebieten den Pripetsümpfen verzweifelt ähnlich sehen, dann wären Krakau und Warschau vielleicht so flache und halb hölzerne Budenstädte wie Pinsk oder Grodno, dann flösse durch urwaldähnliche Landschaften der größte „Urstrom" Mitteleuropas auf Deutschlands Grenzen zu.

Daß dies nun einmal anders ist und daß wir es bei der Weichsel und ihren Uferlandschaften und -städten doch wenigstens annähernd mit mitteleuropäischen Elementen zu tun haben, geht eben auf jene ersten Antriebe der deutschen Stadtgründungen des Mittelalters und auf die Fügung zurück, daß die erste als westlich anzusehende und dem eigentlichen europäischen Kulturkreis zugehörende Staatsgründung an der Unterweichsel durch den Deutschen Ritterorden erfolgte.

+

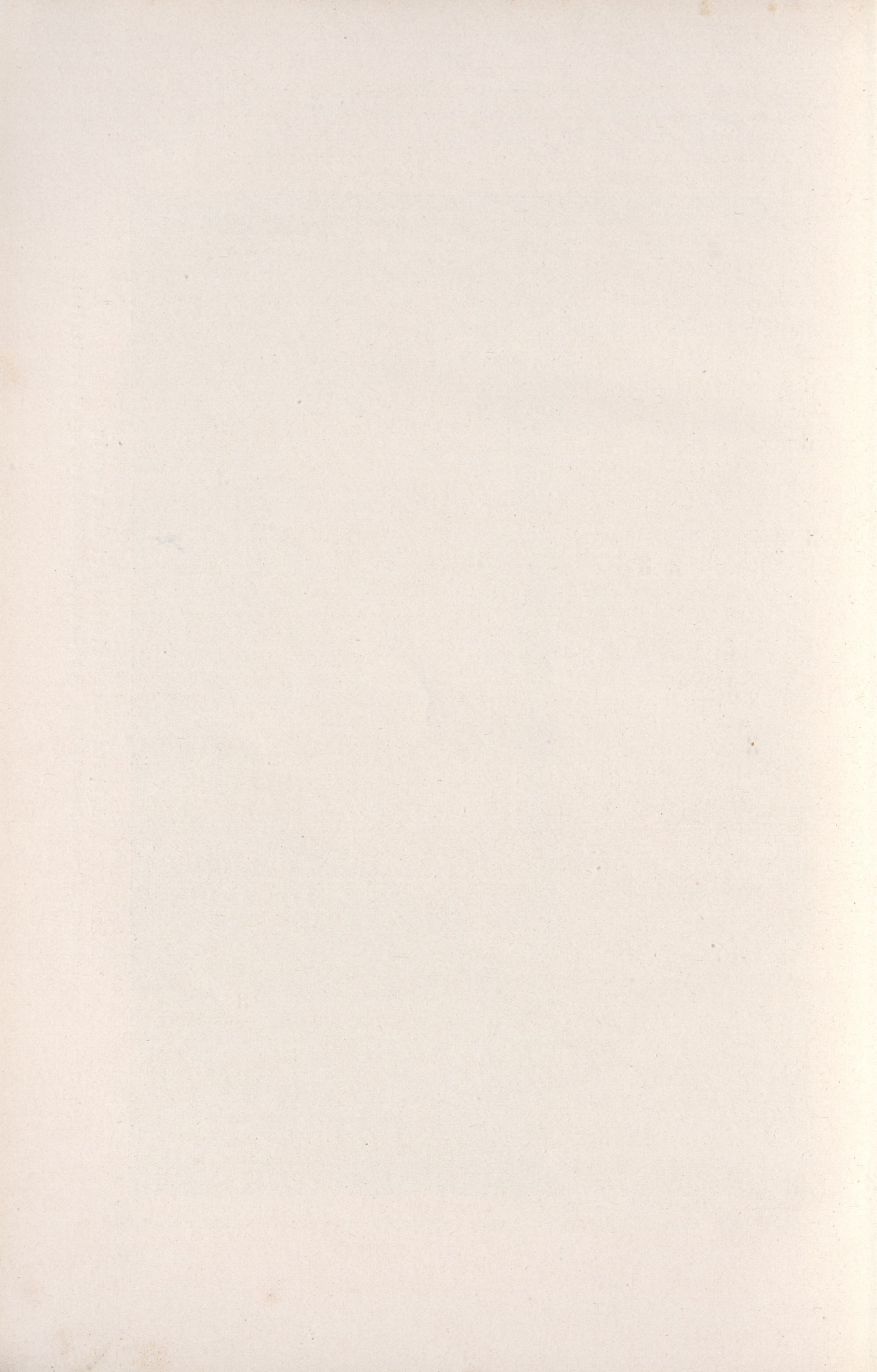
Eine weitere Voraussetzung für die spätere Bedeutung der Weichsel als Großstraße war die Produktions- und Aufnahmefähigkeit ihrer Uferlandschaften. Durch die ländliche und städtische Kolonisation zu deutschem Recht in Innerpolen, die Waldrodung, die zum guten Teil durch deutsche Kolonisten erfolgte, und durch die Erweiterung der gesamten Siedlungsfläche stiegen die Erzeugung, der Absatz und auch der Bedarf bei Städter und Bauer. Vor allen Dingen der Getreidebau ist in den Weichsellandschaften dadurch stark gesteigert worden, der seit dem 16. Jahrhundert die Voraussetzung für die Bedeutung des Weichselhandels bilden sollte, wie auf der anderen Seite die Weichsel als Transportstraße erst die Möglichkeit schuf, für einen ordnungsmäßigen und massenweisen Ablauf einer Getreideausfuhr zu sorgen.

Die ersten Waren jedoch, die der Weichselhandel in seiner wechselvollen Geschichte zur Meeresküste verfrachtet hat, waren Waldwaren: Holz und seine Erzeugnisse Teer und Asche, außerdem Honig und Wachs. Sehen wir von der Unterweichsel als Belieferungslandschaft der Weichsel ab, so kamen diese Waren in erster Linie aus Masowien und Kujawien, Landschaften, die in der Folgezeit in engem Kontakt mit der Weichsel gestanden haben, wenn sich auch mit der Struktur der Landeskultur ihre Erzeugungsart wesentlich änderte. Wir können



Die vernachlässigte Oberweichsel bei Sandomir

Im Vordergrunde verfallene österreichische Flußbauten (Buhnen) aus der Vorkriegszeit



hier an den der Weichsel zugeführten Warenarten ablesen, daß die wachsende Landnahme den Wald zurückdrängte, daß infolgedessen später auch die Holzzulieferung in dem gleichen Maße zunimmt, in dem sich das Getreide und die übrigen Erzeugnisse des Ackerbaus in den Vordergrund schieben. Wichtig bleibt hier vor allem der Unterschied zwischen diesen polnischen Gebieten und dem Ordensland. In Polen stellte die Besserung der Landeskultur eine mehr zufällige Erscheinung ohne festen Plan dar. Im Ordensland handelte es sich um eine bedachte, vorgefaßte und sicher berechnete Hebung der gesamten Landeskultur, die eine nachhaltige Tiefenwirkung und einen entscheidenden Einfluß auf das Erblühen des Flußverkehrs gezeitigt hat. Nicht allein, daß das bekannte Siedelwerk größten Stils die Ausfuhr und Aufnahmefähigkeit des ganzen Landes steigern mußte; auch der Regelung der Weichsel wurde im Zusammenhang mit der Urbarmachung der Niederungsgebiete im Delta, bei Marienwerder und in anderen Talstrichen an der Unterweichsel die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Die gewaltigen Leistungen, die in der Eindeichung dieser Landschaften vollbracht wurden, haben die Kultur, das Aussehen, die Bedeutung und die politische Geltung dieser Niederungsgebiete von nun an bis heute bestimmt. Sie sind nur durch eine umfassende Gemeinschaftsarbeit des ganzen Landes möglich geworden, und die straffe Staatsführung des Ordens hat es auch verstanden, das ganze Land und jede Stadt in dieses Werk der Neulandgewinnung einzuspannen.

Erfahrene Deichkunstbauer, die den wilden Strom bändigen sollten, wurden aus Niederdeutschland herangeholt. Sie wurden die Siedler am Strom, und ihnen wurden, solange sie noch an den vom Orden selbst durch Arbeitskräfte tätig unterstützten Werken schafften, alle Abgaben ganz oder bis auf einen kleinen, tragbaren Satz erlassen. Anfänglich werden auch die Klöster und Pfarrer zur Schaffung und Unterhaltung der Deiche herangezogen, obgleich sich der geistliche Stand auch damals der weitestgehenden materiellen Erleichterungen erfreute. Die Aufsicht über die Erhaltung und wenn nötig Wiederherstellung dieser großen Deichwerke wurde durch die Schaffung der heute noch in ähnlicher Form bestehenden Deichgeschworenenämter geregelt, und der Orden wachte durch seine Vögte über die Erfüllung dieser Pflichten.

Die Auswirkung dieser inneren Kulturarbeiten auf die Entwicklung des Weichselhandels und die Bedeutung des Stromes an sich kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Zunächst sicherte die Regelungsarbeit einen ungestörten Ablauf der Schiffahrt, dann aber wurde unmittelbar am Flusse hochwertiger Ackerboden geschaffen, dessen Erzeugnisse dem Strome ohne Schwierigkeiten zugeführt werden konnten. Damit wurde die Grundlage zu einer umfangreichen Versorgung des Danziger Ausfuhrmarktes mit preußischen Gütern geschaffen. Endlich bot das einmal Geschaffene das Fundament zum Weiterbauen, den Ausgangspunkt neuer Kulturarbeiten und in den schlimmsten Zeiten die innere Verpflichtung zum Wiederaufbau. Darum hat die Unterweichsel auch nie so verwildern können wie der polnische Laufabschnitt, was allerdings immer voraussetzt, daß es deutsche Menschen waren, die sie bändigten und in harter Arbeit ihren Niederungsgebieten jene Schätze abrangen, die der zähe Boden nur schwer hergab.

Durch die Entwicklung des 14. Jahrhunderts kam Danzig in eine einzigartige Lage. Es wurde Handelsstadt an der Mündung eines politisch gesicherten und bald auch geregelten Stromes, an dessen Ufern ertragreiche Gebiete landwirtschaftlicher Großerzeugung aufgereiht lagen, dessen Nebenflüsse sich in fast unerschöpfliche Wälder verzweigten und dessen Mündungsform ihm die Eigenschaft eines sturmgesicherten See- und Flußhafens verliehen hatte. Seine Zugehörigkeit zu dem in der Welt geachteten und gefürchteten Ordensstaat verschaffte ihm den nötigen Nachdruck für seine Unternehmungen im Hinterland. Seine Geltung in Übersee war durch seine Gliedschaft in der weltumspannenden Gemeinschaft der Hanse gesichert, deren Machtstellung ihm in der damaligen Welt — gleicherweise im Handel und in der Politik — überall geachtete Stellung verlieh. Das Zusammenwirken dieser geographischen, politischen

und wirtschaftlichen Elemente ermöglichte ein schnell aufstrebendes Erblühen der Stadt. Danzig wurde für die Weichsellande das Tor zur Welt.

Es ist ein bezeichnendes Urteil der Geschichte, daß es dies nicht wurde, als der ihm zufließende Strom rational gesehen eine politische und geographische Einheit bildete, sondern daß diese Entwicklung dann einsetzte, als das Unterweichselgebiet einen integrierenden Bestandteil des Deutschen Reiches bildete. Als deutsche Menschen von der Weichsel Besitz ergriffen, sank ihre Schale tiefer. Die Weichsel ist von der Küste her erschlossen worden und das ist ihre Bestimmung. Jeder Strom trägt ein wenig von der Eigenart des durchflossenen Kontinents an die Küste, aber er läßt auch den Ruf des Meeres in das Landesinnere gelangen. Der Deutsche hat diesen Ruf verstanden und ist ihm gefolgt. Das Ohr des Polen blieb verschlossen. Er hat die Weichsel benutzt, aber der Deutsche hat sie begriffen.

+

Jene ersten beiden Jahrhunderte der Weichselgeschichte haben darum eine ungleich bedeutsamere Tiefenwirkung gehabt als mancher folgende Zeitabschnitt. Denn damals wurde das Fundament zur Nutzbarmachung und Sicherung des Weichselunterlaufs und zum Anschluß der in Polen liegenden Laufstrecken an den westeuropäischen Kulturkreis gelegt.

Die nach der polnisch-litauischen Union von 1386 anhebenden unvermeidlichen Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Ritterorden und Polen begannen mit einem Handelskrieg, in dem von Polen interessanterweise der Versuch gemacht wurde, die Weichsel aus dem polnischen Handelsverkehr auszuschalten und den polnischen Außenhandel über pommersche Städte seewärts in den Westen zu leiten. Man nannte in Krakau diese neue Richtung die „viae novae versus flandriam", die neuen Wege nach Flandern, die aber nur wenige Jahre geringen Verkehr sahen. Der polnische Handelskrieg endete mit einem Mißerfolg für Polen und hinterließ eine gereizte Stimmung. Aber diese kleinen wirtschaftlichen Plänkeleien wogen nichts gegen den gewaltigen Kampf um Sein und Nichtsein der deutschen Staatsordnung im Osten, der 1409 losbrach. Der polnisch-litauische Druck brach sich nach Norden Bahn. Ein bezeichnendes Schlaglicht auf diese bekannten Kämpfe wirft eine der ersten Feindseligkeiten von Seiten Polens: Bromberg unterbrach die Weichselschiffahrt auf dem Unterlauf, den Ordensverkehr zwischen Thorn und dem Norden. Trotzdem der polnische König nach der unglücklichen Tannenberger Schlacht „dy Wysel abe bys yn dy see" gefordert haben soll, hat er durch diesen Sieg die Unterweichsel doch nicht erhalten. Das geschah dem Namen nach erst mehr als eineinhalb Jahrhunderte später. Der überraschend energische Widerstand des Ordens hat das Staats- und Wirtschaftsgefüge des Unterweichselraumes noch jahrzehntelang zusammengehalten. Und in der Zeit bis zur zweiten deutsch-polnischen Auseinandersetzung hat Danzig eine so bedeutende Aufweitung seiner politischen und wirtschaftlichen Einflußsphäre vollzogen, daß es — was die Herrschaft über die Weichsel angeht — an die Stelle des Ordens treten konnte. Im 15. Jahrhundert trat in der „Weichselpolitik" die Stadt an sich als ständisches Element in Westpreußen unter Danzigs Führung an die Stelle des Ordens. Schon lange vor der endgültigen Auseinandersetzung zwischen dem preußischen Bunde und dem Orden sind im Laufe der ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts de iure und vor allen Dingen de facto landesherrliche Funktionen und Gerechtsame auf und an der Weichsel in die Hände der Städte übergegangen. Die Städte sollten also in Zukunft, wenn es um die Weichsel, ihren Handel und ihre Schiffahrt ging, ein gewichtiges, ja ausschlaggebendes Wort mitzureden haben. Sie schalteten neben, wenn nicht vor der Landesregierung. Auch diese Entwicklung unterscheidet das Unterweichselgebiet deutlich vom polnischen Laufabschnitt, an dem die Städte keineswegs derartige Schlüsselpositionen in der Handelspolitik einnahmen.

In vorderster Linie ist es jetzt Danzig, das sich eine Art formell zwar nicht umrissenen, praktisch aber in gewissen Abständen immer wieder spürbaren Herrschaftsrechtes auf der Weichsel zu sichern verstand. Die Stadt hat dem z. B. da-

durch Ausdruck gegeben, daß sie auf der Unterweichsel bewaffnete Flußschiffe, die Vorläufer unserer heutigen Monitoren, auch in Friedenszeiten ausschickte, um bei Raub, Wirtschaftsstreit und Zollkrieg Frieden zu stiften. Wenn Danzig die „Königin der Weichsel" genannt worden ist, so war dies keine schöngeistige Formel, sondern auch eine Tatsache, die sie nachdrücklich unter Beweis zu stellen verstand.

Wenn Danzig sich 1454 vom Orden trennte, dann hatten nationale, gar propolnische Motive hierbei überhaupt nicht mitzureden. Bis zum letzten Augenblick haben sich die Vertreter der Stadt gegen ein Zusammengehen des Preußischen Bundes mit Polen gestemmt. Danzig hatte auch kein wirtschaftliches Interesse an einer Ausbreitung polnischen Herrschaftsanspruches auf das Unterweichselgebiet. Es gibt im wesentlichen drei Momente, die die Stadt bestimmen mußten, sich vom Orden loszusagen. Erstens die Gefahr, der Weichselhandel könnte bei einem Zusammengehen Danzigs mit dem Orden nach dem ordensfeindlichen Elbing abgleiten; denn damit wäre die Arterie der wirtschaftlichen und politischen Geltung Danzigs durchschnitten worden. Zweitens trieb der Hochmeister eine derart ungeschickte Selbstisolierungspolitik, daß er die Weichselmündungsstadt gegen ihren eigenen Willen von sich trennte und es ihr einfach unmöglich machte, jene von Danzigs Staatsmännern erträumte politische Linie zu verfolgen, die das Unterweichselgebiet dem Deutschen Reiche dadurch erhalten sollte, daß es zur Bildung einer Einheitsfront zwischen der Hanse, den westpreußischen Weichselstädten und dem Hochmeister kam. Drittens die Gefahr, zwischen die Fronten zu geraten und den Orden, den Preußischen Bund und Polen zum Feinde zu haben.

Als Westpreußen 1466 ein Vertragsverhältnis mit der polnischen Krone einging, wurde es damit nicht ein Bestandteil des polnischen Staatswesens, sondern eine Landschaft mit autonomer Verfassung. Es trat zum polnischen König in eine ähnlich lose, auflösbare und „unverbindliche" Beziehung, wie sie heute die fast selbständigen englischen Dominien mit dem britischen Königshause eingegangen sind. (1939 hat der polnische Forscher Frederyk Papée diese Deutung für das Verhältnis Polen-Danzig nach 1454 gegeben.) Und es ist kein polnisches Verdienst, daß diese Bindung überhaupt zustande kam! Den 13jährigen Krieg (1454 bis 1466) hat vor allem Danzig gegen den Orden gewonnen. Es ist in den gesamten Kriegshandlungen dieser Jahre deutlich ein doppeltes Danziger Bestreben erkennbar: sich die Weichsel frei- und die polnischen Truppen nach Möglichkeit aus Westpreußen herauszuhalten.

Der Friede von 1466 hat den Orden seines Schicksalstromes beraubt. Er wurde von der Weichsel abgedrängt. Ohne über dieses einstige Rückgrat seines Daseins zu verfügen, war der Ordensstaat mehr ein Schatten seiner einstigen Größe, sein Wirtschaftsleben verkümmerte: er wurde ein Rumpfstaat ohne Lebensader. Noch in den vergeblichen Friedensverhandlungen von 1464 hatte der Orden hartnäckig an den strategischen Erfordernissen eines an die Weichsel angelehnten Staates festgehalten. Zum wenigsten Dirschau und Mewe, die alte Ausgangsstellung, mit der er im 13. Jahrhundert begonnen hatte, das Unterweichselgebiet wirklich zu beherrschen, gedachte er zu behalten. Aber die Stunde des Ordens an der Weichsel war vorüber.

War Westpreußen auch an die Krone Polen gebunden — über die Weichsel konnte Polen damit doch nicht verfügen. Wie ein schmaler aber fester Riegel lag an der Weichselmündung das Danziger Staatsgebiet. Denn die militärische und finanzielle Überlegenheit Danzigs hatten den König 1457 veranlaßt, der Stadt eine Reihe von bereits geübten Rechten zu bestätigen, die ihr die Stellung eines selbständigen Staatswesens verliehen. Bei dieser Gelegenheit verpflichtete sich der König ausdrücklich, daß „keyn neuwe czoll addir beswerunge off der Weyssel ... in allen czukommenden czeiten gemacht und uff sie gelegt sal werden". Außerdem wurden Danzig alle übrigen, bereits zur Ordenszeit verliehenen Stapel und Zollrechte bestätigt. Infolgedessen mußten in den folgenden Jahrhunderten alle mit der Weichsel nach Danzig verfrachteten und hier ein- oder ausgehenden Waren dort

ver- oder gekauft werden, außerdem mußte jeder fremde Kaufmann, also auch jeder polnische Untertan hier Zoll zahlen. Die Stellung Danzigs hat in der Folgezeit große Ähnlichkeit mit der der Niederlande. Hier wie dort wuchs ein immer unabhängiger werdendes Staatswesen, an der Mündung eines großen Stromes gelegen, auf Grund seiner wirtschaftlichen Schlüsselstellung zu einem in der Welt geachteten Faktor im politischen und wirtschaftlichen Geschehen. — Der Riegel an der Weichselmündung sollte länger halten als der alte polnische Staat.

Das praktische Verfügungsrecht über die Weichsel war damit nicht aus der Hand des Ordens in die des polnischen Königs geglitten, sondern war von den deutschen Weichselstädten ergriffen worden, unter denen Danzig es in erster Linie vermochte, diese wirtschaftliche und verkehrspolitische Machterweiterung festzuhalten und weiter auszubauen. Die deutsche Kulturarbeit an der Unterweichsel ist so nicht durch die Ereignisse des 15. Jahrhunderts unterbrochen worden. Für die Unterweichsel als Verkehrsstraße und Kulturaufgabe bedeutete die Unterstellung Westpreußens unter die Krone Polens somit keine Zäsur.

Der Gesamtweichselhandel hat in diesen Jahrzehnten bereits einige Strukturänderungen erfahren, in denen sich sein zukünftiges Bild abzeichnet. Es sprechen mannigfaltige Anzeichen dafür, daß die Entwicklung, die die Weichsel aus einem holzflößenden zu einem getreidebefördernden Strom machte, der Schritt von der extensiven zur intensiven Flußschiffahrt, von der Unterweichsel ihren Ausgang nahm. Eine vorwiegende Belieferung der Weichsel mit Getreide läßt sich zuerst (Beginn des 15. Jahrhunderts) aus den westpreußischen Unterweichselstädten nachweisen. Darauf breitet sich dann das Getreideeinzugsgebiet des Weichselhandels dem Strome flußauf folgend im Laufe der folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte nach Polen hinein aus. Dort werden zuerst Masovien und Kujavien, dann die Landschaften an der Mittelweichsel und schließlich auch die Nebenflußsysteme zu Getreidebelieferungsgebieten.

Je mehr Getreide eine Uferlandschaft lieferte, um so weiter ging die Holzlieferung gewöhnlich zurück. Wir können die Danziger Holzkäufe in Polen bis weit die Nebenflüsse hinauf verfolgen, sie lagen zum Teil in der Hand deutscher Bürger in den polnischen Weichselstädten. Der Anteil des deutschen Bürgertums war dort am Ende des 15. Jahrhunderts schon ein recht geringer geworden. Aber eines läßt sich aus dem Ergehen der Weichselstädte mit aller Deutlichkeit ablesen: die Stadt kommt als eine „deutsche Erfindung" vom Westen her nach Polen. Ihre Tätigkeit als Gemeinschaftsorganisation und Wirtschaftskörper wird durch die deutsche Bürgerschaft in die Wege geleitet und aufrecht erhalten. Die Zusammenarbeit der Städte untereinander als einer Kette aus vielgestalteten Gliedern, die sich gerade an der Weichsel mit beispielhafter Deutlichkeit beobachten läßt, wurde wiederum durch das Deutschtum der einzelnen Städte ermöglicht und erleichtert. Die Deutschen in Krakau, Sandomir, Warschau, Leslau usw. standen miteinander in verwandtschaftlichen, freundschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen, die auch die Städte als solche näher aneinander brachten.

Es ist die große Tragik des städtischen Deutschtums im geschichtlichen Polen, daß es dem Polentum im geordneten Organismus des Städtewesens eine fertig ausgebildete Wirtschaftsapparatur ins Land trug, in Gang setzte, bewahrte und entwickelte — dann aber, als jenes Werk eingelaufen war, aus seinen Stellungen herausgedrängt wurde, unterging und verarmte. Es hinterließ dem Polentum eine Kulturleistung, die dieses lange Zeit in Stand setzte, einen hinreichend ausgewogenen Wirtschaftsorganismus sein Eigen zu nennen. Es ist aber immerhin bezeichnend, daß es das Polentum doch nicht verstanden hat, sich den empfindlichen Organismus des Städtewesens zu erhalten. Bis auf wenige Ausnahmen ist die polnische Stadt, und das gilt auch für die Weichselstädte, am Ende des 17. Jahrhunderts verarmt, entvölkert und verjudet.

+

Wenn der polnische Staat vom 15. bis zum 17. Jahrhundert überhaupt eine Bedeutung im europäischen Wirtschafts-

leben gehabt hat, so verdankt er dies seiner Fähigkeit, Rohstoffe zu exportieren. Vor allem Getreide und Holz gehen von Polen aus in die Welt und der einzige große Verkehrsweg, auf dem das Polentum seine in rein extensiver Wirtschaftsweise gewonnenen Waren der Welt anbieten kann, ist die Weichsel. Wenn wir von der Weichsel als einer geschichtlichen Handelsstraße überhaupt sprechen, so liegt ihr Sinn in ihrer Tätigkeit als Großhandelsweg für Getreide und Holz im 16. und 17. Jahrhundert. Damals hat es die Weichsel mit Rekordziffern zu tun gehabt. Gewiß sind wir heute nicht in der Lage, geschichtliche Umschlagziffern als einen Eigenwert einzuschätzen. Aber der Weichselhandel hat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Getreideausfuhrziffern über Danzig zu verzeichnen, die erst in der Gründerzeit des 19. Jahrhunderts wieder erreicht und überholt wurden. Die Bedeutung des Weichselhandels in jenen Tagen läßt sich schon allein aus den Danziger Getreideausfuhrziffern ablesen. Im Durchschnitt der Jahre 1600—1610 betrug die Getreideausfuhr Danzigs nicht weniger als 127 000 t. Diese aufstrebende Entwicklung hat sich bis 1625 fortgesetzt. In den Jahren 1618—1621 sollte sie ihren Höhepunkt erreichen. Im Durchschnitt dieser vier Jahre wurden rund 247 000 t ausgeführt. Nach einer relativ kurzen Unterbrechung des Weichselhandels durch den ersten schwedisch-polnischen Krieg, hat sich dieser von 1630 ab erstaunlich rasch erholt, so daß schon im Jahre 1634 wieder 170 000 t Getreide über See gingen. Diese Entwicklung hielt bis zur Mitte des Jahrhunderts an. Das Jahrzehnt von 1640 bis 1649 ist als die eigentliche Blütezeit der Danziger Getreideausfuhr und somit also des Weichselhandels anzusehen, es wurden in dieser Zeit im Jahrzehnt-Durchschnitt 210 000 t Getreide ausgeführt.

Die polnische Geschichtspropaganda behauptet nun gerne, die politische „Einigung" aller an der Weichsel liegenden Landschaften unter polnischem Zepter sei die Voraussetzung dieser Wirtschaftsblüte, der „goldenen Zeit" der polnischen Geschichte, gewesen. Der sich in jenen Jahren anhäufende Reichtum Danzigs sei polnisches Gold: die Weichsel hinuntergeflossen und den nur zuwartenden Danzigern in die Taschen geronnen. So primitive Wege ist nun aber die Wirtschaftsgeschichte des Ostens doch nicht gegangen. Gewiß, eines ist richtig: was Danzig an Reichtum zuströmte, das kam fast alles die Weichsel hinuntergeschwommen oder verließ die Stadt auf ihr. Damals war der Strom im Gegensatz zu heute ein Verkehrsweg allererster Ordnung. Wichtiger als die zollbeschwerte Elbe, lebendiger als die gesperrte Oder. Aber es war weder ausschließlich polnischer Reichtum, der dort auf der Weichsel schwamm, noch polnisches Verdienst, daß der Strom zu jener Bedeutung aufgestiegen war.

Westeuropa brauchte Getreide. Die Nachfrage in Danzig stieg, das Getreidegeschäft und der Kornanbau warfen immer lohnendere Gewinne ab. Der Großgrundbesitz in Polen stellte sich in rücksichtsloser Einseitigkeit auf Kornanbau. Der polnische Adel ließ sich die Zollfreiheit seiner Getreideausfuhr (aus Innerpolen nach Danzig) privilegieren, um konkurrenzlos neben und über dem Bauern zu stehen, den er durch schrittweise Entrechtung zum adelshörigen Landproletariat machte. Durch Bauernlegen und Kahlschlagwirtschaft wurde die Anbaufläche für Roggen erweitert — das Angebot stieg. Aber ohne Danzigs weltweite Wirtschafts- und Handelsverflechtungen, ohne die emsige Tätigkeit seiner Kaufleute, Kapitäne, Reeder und Politiker, ohne Danzigs grundsätzliche Mittlerstellung hätte das polnische Getreide nie seinen Weg aus Polen heraus genommen.

Die Stadt sorgte zudem mit allem Nachdruck für einen ungestörten Verkehrsablauf auf der Unterweichsel. Die polnische Krone hat es im 16. Jahrhundert unter Mißachtung der bestehenden Verträge wiederholt versucht, vom lebhaften Unterweichselverkehr einen einträglichen Zoll zu erheben. Aber der König hat damit auf die Dauer kein Glück gehabt. Danzig hat es verstanden, ganz Westpreußen gegen diese Beeinträchtigung und Verteuerung des Weichselhandels in geschlossener Front gegen den König zu sammeln; widerrechtlich eingesetzte Zöll-

ner vertrieb es mit Waffengewalt und veranlaßte die großen und kleinen Städte Westpreußens zum Steuerstreik. Und es hat damit Erfolg gehabt.

Für die Machtstellung, die Danzig tatsächlich auf dem ganzen Unterlauf der Weichsel einnahm, ist ein Vertragsabschluß bezeichnend; nach seiner siegreichen militärischen Auseinandersetzung mit Stephan Bathory, schloß Danzig 1585 den sogenannten Pfahlgeldvertrag. Dieser enthält einen Artikel, der die Erhebung von Zoll auf der Unterweichsel verbietet. Das westpreußische Landesrecht betreffende Fragen wurden also durch einen Vertrag zwischen Danzig und der polnischen Krone geregelt und blieben geltendes Recht.

Wir können den Gesamtumfang des Weichselhandels, wie wir sahen, aus den Danziger Ausfuhrzahlen entnehmen. Wir können aber auch bestimmen, wieviel Getreide z. B. aus Innerpolen und wieviel aus dem westpreußischen Unterweichselgebiet nach Danzig geliefert wurde. Und dabei kommen wir zu dem überraschenden Ergebnis, daß der Anteil polnischen Getreides am Danziger Empfang auffällig gering ist. So liegt z. B. in den Jahren 1568/69 und 1574/1576 die Danziger Ausfuhrhöhe so weit über der polnischen Zufuhr, daß im besten Falle die Hälfte, meist aber nur ein Drittel der von Danzig aus verschifften Getreidemengen aus Innerpolen stammen konnte. Westpreußen stellte also den Hauptanteil an der Beschäftigung des Weichselhandels mit seinem wichtigsten Gut — dem Getreide. Eine Danziger Handelsdenkschrift von 1630 berechnet die Höhe der Getreideerzeugung im Unterweichselgebiet auf 75 000 t. Davon entfallen auf Westpreußen 50 000 t und 25 000 t auf beide Weichselwerder, also die Niederungslandschaften des Mündungsdreiecks. Es muß betont werden, daß das Unterweichselgebiet in der Lieferung hochwertigen Getreides ganz eindeutig an vorderster Stelle stand. Dieses kam in den oben genannten Jahren zu 92 bis 99 v. H. *nicht* aus Polen. So hielt also die Getreideerzeugung einer kleinen Landschaft beschränkten Umfangs der des ganzen polnischen Reiches die Waage oder übertraf sie sogar. Die westpreußische Landeskultur muß also auf *wesentlich* höherer Stufe gestanden haben als die polnische. *Sie* war es, die die geschichtliche Blüte des Weichselhandels ermöglichte. *Danzig hat seine „goldenen Zeiten" also der eigenen Tatkraft, dem deutschen Kulturaufbau am Weichselstrom, der Arbeit des deutschen Niederungsbauern und Grundbesitzers und der Mittlertätigkeit der deutschen Weichselstädte zu verdanken und nicht etwa, wie es die polnische Geschichtspropaganda darstellt, ein angeblich müheloses Einkommen aus dem „Reichtum der polnischen Scheunen" bezogen.*

(Schluß folgt)

Spruch

Verloren sind wir nur dann,
Wenn wir uns selbst aufgeben;
Im Kampfe, Mann für Mann,
In deutschen Geistes Bann
Erringen wir das Leben.

Peter Barth

Heinz Kindermann

Die Danziger Barockdichtung

Dichterische Zeugnisse vom Deutschtum Danzigs im 17. Jahrhundert

Im Monumentalwerk „Deutsche Literatur" (Verlag Reclam, Leipzig) erschien kürzlich ein Band „Danziger Barockdichtung". Wir haben den Herausgeber des Bandes, Prof. Dr. Kindermann, gebeten, zu den Ergebnissen dieses wissenschaftlich und kulturpolitisch gleich wichtigen Buches selbst das Wort zu ergreifen.

(Die Schriftleitung.)

Danzig steht heute im Brennpunkt des Weltinteresses. Das Charakteristische des gegnerischen Presse- und Rundfunk-Feldzuges liegt darin, daß immer wieder mit Geschichtsfälschungen gearbeitet wird, die von einer angeblich polnischen Kulturvergangenheit Danzigs berichten wollen. Schon in Versailles wurden den nichtsahnenden Amerikanern derartige Fälschungen vorgelegt. Von dort an wurden diese plumpen Versuche immer neu fortgesetzt bis zu Kilarskis jüngst erschienenem Danzig-Buch und bis zu den letzten Unverschämtheiten der polnischen Wochenschrift „Prosto z Mostu", die aus solchen Wunschtraumbildern von einer angeblich „polnischen Vergangenheit Danzigs" den Anspruch auf eine Einbeziehung Danzigs in den „polnischen Lebensraum" ableitete. Würden wir es nicht aus Dokumenten wissen — die Steine sprächen an unserer Stelle. Denn alle die Türme und Tore Danzigs berichten beredt genug für jeden Unvoreingenommenen von einem ununterbrochen achthundertjährigen Werden Danzigs, auf dem uralten Siedlergrund schon der Goten, aufgebaut aus deutschem Arbeitswillen, aus deutscher Kulturkraft und aus deutscher Wehrbereitschaft. Das Interesse der Gegner konzentriert sich aber vor allem auch auf das 17. Jahrhundert, weil Danzig sich nach dem Zusammenbruch der Ordensmacht für eine Zwischenzeit widerwillig unter die Oberhoheit des polnischen Königs begeben hatte. Es handelte sich aber nur um eine lose Personalunion, keineswegs um eine rechtlich-staatliche Eingliederung in den polnischen Staat. Alle außen- und innenpolitischen Rechte lagen ausschließlich beim Rat der deutschen Hansestadt. Allerdings versuchten gar manche der polnischen Könige, die Danziger Privilegien zu verkürzen. Der Rat und die Danziger Bevölkerung wußten sich aber immer wieder tapfer zur Wehr zu setzen. Immer hat Polen den Kürzeren gezogen. Die auswärtigen Mächte aber respektierten diese deutschbewußte Sonderstellung und Selbständigkeit Danzigs, indem sie dort ihre eigenen Bevollmächtigten unterhielten. So blieb dem polnischen König meist nichts anderes übrig, als von Zeit zu Zeit der deutschen Ostseestadt einen Besuch abzustatten und dabei ziemlich hohe Beträge einzukassieren. Seine Bitte, man möge ihm für diese Besuche ein ständiges Repräsentationshaus errichten, wurde vom Danziger Rat glatt abgelehnt. Und wie man jegliches Festsetzen irgendeiner polnischen Obrigkeit peinlichst vermied, so auch ein Festsetzen polnischer Bevölkerungsteile. Nie konnte in diesen Zeiten ein Pole in Danzig Bürgerrechte erwerben. Gleichwohl erkühnen sich die polnischen Geschichtsfälscher, von einem polnischen Kulturprofil Danzigs im 17. Jahrhundert zu sprechen. Und da sie mit ihrem Geschrei trachten, weithin vernehmbar zu werden, ziemt es uns, in der Ruhe und Gelassenheit dessen, der im Recht ist, den Gegenbeweis anzutreten. Wir brauchen dazu freilich keine Verdrehungen, sondern nichts als die nackte Wahrheit der Tatsachen. Diese Tatsachen von einem bisher noch wenig

herangezogenen, aber recht beweiskräftigen Gebiet, nämlich dem des Danziger Schrifttums, her vorzulegen, war der Sinn jener Studien, die ich, gemeinsam mit einigen meiner Schüler, mehrere Jahre hindurch trieb. Das erste Resultat liegt nun in einem Band „Danziger Barockdichtung" vor*). Wie eben auch von italienischer und holländischer Seite bestätigt wird, gibt es vor den Ergebnissen dieser Gemeinschaftsarbeit kein Ausweichen mehr. Die bloße Darlegung des Sachverhaltes entlarvt allein schon, ohne weiteres Zutun, die polnischen Zwecklügen. Dieser Sachverhalt bietet freilich so viele positiv-neue Ergebnisse, daß auch die deutsche Forschung, besonders die im Ausbau begriffene der Barockdichtung, vor völlig neue Entwicklungsperspektiven gestellt ist. Die Rolle Danzigs in der Geschichte der deutschen Barockdichtung, die bisher kaum besonders erwähnt wurde, wird von nun an als wichtiger Faktor in einem kritischen Augenblick des deutschen Volks- und Kunstschicksals hervorgehoben werden.

Wir fassen im nachfolgenden kurz die wesentlichsten Ergebnisse zusammen. In den europäischen Wirren des 17. Jahrhunderts spielte Danzig eine durchaus selbständige, ausschließlich von seinen deutschen Notwendigkeiten bestimmte Rolle, obwohl sich sowohl Schweden, als auch Polen um die Gunst der mächtigen und wehrhaften Hansestadt bewarben. Unter großen Opfern wurde in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Kampf von der Stadt selbst ferngehalten. Damit aber schufen die Danziger in diesem kritischen Augenblick des deutschen Geschickes, in dem vieles in der Mitte des Reiches infolge der Konfessionen- und Dynastienkämpfe zu zerbrechen drohte, die politische Voraussetzung für eine kulturelle Blüte ohnegleichen. Gerade in dieser Zeit, in der Danzig nach der Meinung der polnischen Geschichtsfälscher ein angeblich polnisches Kulturgepräge gehabt haben soll, konnte die Hansestadt der deutschen Kultur einen unschätzbar großen Dienst erweisen. Die großzügigen und kunstfreundlichen Danziger Patrizier nahmen nämlich alle die aus den Wirren des großen Krieges geflüchteten deutschen Künstler: Architekten, Maler, Musiker und vor allem Dichter in ihren Mauern auf, gaben ihnen Aufträge und sorgten für ihren Unterhalt. Die Rettung und Weiterentwicklung der deutschen Kunst, vor allem der deutschen Dichtung, erfolgte durch diese Konstellation inmitten der großen deutschen Not vom deutschen Danzig aus. So wurde Danzig im 17. Jahrhundert zu einer deutschen Musenstadt von kulturell führender Bedeutung.

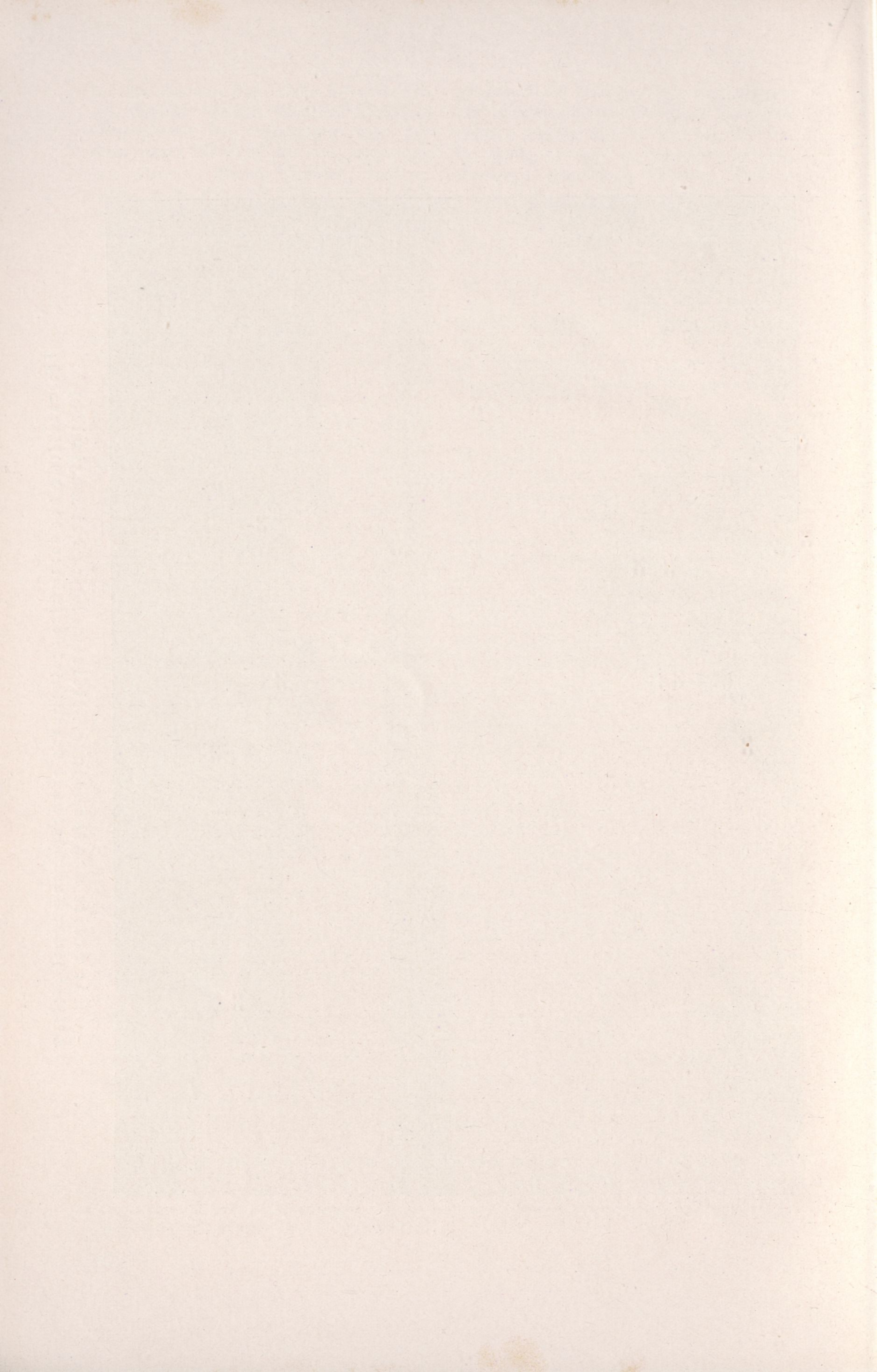
Mittelpunkt des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens war schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das ursprünglich in humanistisch-reformatorischem Geist errichtete Akademische Gymnasium, das seinem wissenschaftlichen Ruf nach bald Hochschulrang erreichte. Immer wieder holte man aus dem Deutschen Reich Lehrer und Gelehrte heran. Und von überall strömten deshalb die begabtesten Schüler hier zusammen: Danziger und Schlesier, Ostpreußen und Westpreußen. Nicht wenige Dichter fanden sich unter den Lehrern der Anstalt; zu den Schülern aber gehörten z. B. auch die späteren Vollender der gesamten deutschen Barockdichtung: Gryphius und Hofmann von Hofmannswaldau. Gelehrte, Dichter und bildende Künstler gingen in den Danziger Patrizierhäusern ein und aus, lernten dort einander kennen und verstehen, verloren aber auch nie den Zusammenhang mit den übrigen Schichten. Alle fanden sich ja immer wieder in jener großen Festgemeinschaft zusammen, die in diesem theater- und schaulustigen Zeitalter so sehr das Gepräge des öffentlichen Lebens in Danzig bestimmte. Deutsche Arbeit und deutscher Wohlstand wurden in dieser Atmosphäre der geistigen und politischen Hochspannungen zur Grundlage nationalpolitischem und kulturellen Schöpfertums. Der bürgerliche Kaufmann, der sich in

*) Das Buch enthält außer meiner eigenen Einführung in die Danziger Barockdichtung den erstmalig wieder abgedruckten Text von Pladius' „Trauer- und Treugedichten" sowie die mit zahlreichen Beispielen belegten Abhandlungen von Herbert Hertel „Die Danziger Gelegenheitsdichtung der Barockzeit"; Elfriede Lenz „Opitz in Danzig" und Gerda Groß „Das Danziger Theater im 17. Jahrhundert".



Die breite ungebändigte Mittelweichsel bei Kazimierz

Riesige, flache Sandbänke und Strominseln erschweren den Schiffsverkehr



seiner Macht und Würde als „königlicher" Kaufmann fühlte, dem selbst der wirkliche König der Nachbarnation in keiner Weise imponieren konnte, wurde zum großzügigen Förderer der Künste und Wissenschaften. Die Dichter, Maler und Baumeister aber gaben ihr Bestes, um diesen hohen Anforderungen gerecht zu werden. Und sie alle gingen als Verwandelte wieder aus Danzig weg. Die beschwörende, die steigernde und blickweitende Kraft, die von dieser wundersamen, turmreichen Stadt und ihrer unvergeßlichen Landschaft, vom Atem der weiten See her wirkte, riß alle in ihren Bann: die bodenständigen Dichter und die künstlerischen Gäste. Rivalitäten flattern auf, Gruppenbildungen entstehen; aber der geistige Kampf treibt die Leistungen nur höher hinauf und führt doch immer wieder zur Einigung. Der Druck der nationalen Grenze, die ständige Bedrohung durch Machtfaktoren, die Danzig um seine nationale Selbständigkeit und um seine wirtschaftliche Machtposition bringen wollen, wirken anfeuernd und gemeinschaftsbildend gerade auch im Raum des Schöpferischen. Eine Flut neuer dichterischer Ideen und Gestaltungen nimmt von hier den Ausgang. Danziger Drucker und Verleger sind bereit, für die Verbreitung zu sorgen, und nicht weniger als zehn Danziger Buchhandlungen werden auch den höchsten Ansprüchen der literarisch Interessierten aus allen Schichten gerecht. Natürlich begleiten zahlreiche Mitläufer und Auchdichter im Chorus die Großen und Berühmten, sonnen sich mit an ihrem Glanz, sonnen sich mit am literarischen Ruf Danzigs und leben hier vielfach vom Ertrag ihrer zahlreichen Gelegenheitsdichtungen. In vielen dickleibigen Folianten besitzt die Danziger Stadtbibliothek tausende solcher in Danzig entstandener Gelegenheitsdichtungen aus diesem so sehr auf Repräsentation bedachten Zeitalter. Reichen sie auch künstlerisch gar oft nicht an hohe Forderungen heran, so bieten sie uns doch ein um so interessanteres Beweismaterial für die politische, soziale und kulturelle Vergangenheit des deutschen Danzig.

Auch die bedeutenden Danziger Barockdichter, wie Plavius und Opitz, wie Greflinger und Albinus, wie Stieler und Knaust beteiligen sich eifrig an solcher Gelegenheitsdichtung, die oft weite politische Perspektiven eröffnet. Für Danzig selbst gibt eines der anschaulichsten Bilder das großangelegte Gedicht „Das blühende Danzig" ((1646) von dem aus einer im großen Krieg vernichteten Bauernfamilie aus der Umgebung von Regensburg stammenden Georg G r e f l i n g e r. Mit einer Schilderung all der schönen Gärten setzt das Lobgedicht ein, ein erster Versuch der Meerespoesie folgt; und nun läßt Greflinger in einer Reihe dichterisch fein geformter Silhouetten die großen Baudenkmäler Danzigs, die wehrhafte Marienkirche, den schlanken Rathausturm mit dem Glockenspiel, das wuchtige Zeughaus vor uns erstehen. Dann preist er Danzigs geistiges Leben mit seinen ausgezeichneten Schulen. Die architektonische Schönheit der Speicher und Bürgerhäuser wird sichtbar und der Fleiß und Ordnungsgeist der Danziger Bürger erfahren ein hohes Lob. Das für uns Wichtigste liegt aber in der Charakterisierung der politischen Abwehrbereitschaft und kampfgewohnten Haltung:

> „Die Mannschaft dieser Stadt ist wehrhaft und geschickt,
> Verträgt's nicht, wenn man sie viel auf die Fersen drückt;
> Hält seine Freiheit hoch, gefährdet eher ihr Leben,
> Eh' daß sie etwas will derselben sich begeben!"

Schließlich kommt er auf die letzten politischen Gründe zu sprechen, die ihn und soviel andere Künstler hierhergeführt haben: die große Kunstfreundlichkeit dieser Stadt und ihr bitter erkämpfter Friede:

> „Du großer Friede du, was kannst du nicht gebären,
> Du reicher Friede du, was kannst du nicht ernähren,
> Was nirgends Platz mehr hat, das zieht in diese Stadt,
> Dieweil sie Künste liebt und guten Frieden hat."

Aus allen deutschen Landschaften strömten hier die Dichter zusammen. Ihr Werk konnte also kein spezifisch ostdeutsches Gepräge haben. Die bisherige Forschung hat uns gezeigt, daß in der Frühzeit der

Barockdichtung die Wesenszüge des schwelgerischen und bildreichen Südbarock von denen des mehr verstandesmäßigen und strengen Nordbarock getrennt in Erscheinung traten, und daß erst in der Reifezeit des Hochbarock dann eine fruchtbare Annäherung der beiden Möglichkeiten zustande kam. Aber es war bisher noch verborgen geblieben, daß die Mittlerrolle zwischen Nord- und Südbarock auf diesem gemeindeutschen Reifungsweg in vieler Hinsicht von Danzig gespielt wurde. Freilich sammelten sich die Dichter auch hier vorerst in getrennten Lagern, die sich befehdeten; aber immer mehr lernten sie das Gemeinsame und Ergänzende zu finden und von Danzig aus wieder im übrigen deutschen Volksraum bekannt und wirksam zu machen. Hier wurden selbst deutsche Protestanten und Katholiken trotz aller Gegensätze plötzlich jenes Gemeinsam-Deutschen inne, das diese tapfere Stadt allen Fährnissen zum Trotz immer wieder zu erhalten und ins Künftige zu bewahren wußte. So erhielt Danzig damals eine Art Schlüsselstellung für die Entfaltung der gesamten Barockdichtung der Deutschen.

Die oft schon wiederholte Legende, erst nach dem Vorgang Opitzens hätten sich dann alle Barockdichter in Danzig eingefunden, kann nun endgültig als unrichtig bezeichnet werden. Denn vorerst eröffnete den Reigen der dichterischen Gäste jener Ernst Schwabe von der Heyde, von dem Opitz uns in seinem „Aristarchus" erzählt, er verdanke ihm wichtigste Anregungen. Ihn hatte der Weg schon 1611 nach Danzig geführt. Vor allem aber war ja der Vogtländer Johannes Plavius (Plauen) schon um die Mitte der zwanziger Jahre in Danzig eingetroffen, den wir heute erst in seiner vollen Bedeutung als einen der Bahnbrecher dichterischer Barockkunst erkennen. Von Danzig aus wurde Plavius zum fruchtbarsten Gegenspieler Opitzens und seiner allzustrengen Art. Kein anderer als Plavius war es, der dann Gryphius während seines Studiums eine völlig neue dichterische Ausdruckswelt erschloß und ihn damit vor einer einseitigen Weiterentwicklung im Sinne Opitzens bewahrte. Auch Gryphius' Aufenthalt in Danzig liegt noch vor Opitzens Ankunft. Nicht zuletzt aber wirkte hier schon vor Opitzens Ankunft der wichtigste dichterische Gefolgsmann des Plavius, Michael Albinus, einer der Epiker und Dramatiker in diesem Kreise.

Richtig ist freilich, daß die ganze dichterische Bewegung in Danzig seit dem Eintreffen von Opitz ihrem Höhepunkt entgegenging. Nicht nur weil nun das ganze kunstfreundliche Deutschland nach Danzig und dem nun dort residierenden dichterischen Gesetzgeber Martin Opitz hinsah, sondern vor allem, weil nun mit Opitz und Plavius sich die Hauptvertreter von Süd- und Nordbarock gegenüberstanden und nun erst so recht jener fruchtbare Prozeß der Auseinandersetzung und schließlichen Annäherung einsetzen konnte, von dem zuvor die Rede war. Längst schon waren vor der Übersiedlung wichtige Werke Opitzens bei den großen Danziger Verlegern erschienen. Auch die berühmte „Antigone"-Übersetzung ging von Danzig aus in die deutsche Welt. In Danzig arbeitet Opitz an seinem in Siebenbürgen begonnenen Geschichtswerk „De Dacia antiqua". Eine Fülle von Spätgedichten und Überarbeitungen früherer entstehen nun in einer Hast, als ahnte der Dichter seinen frühen Tod. In seinem Haus gehen alle die jüngeren und älteren Dichter ein und aus, unter ihnen auch Opitzens jüngerer schlesischer Landsmann Hofmann von Hofmannswaldau und sein programmatischer Nachfolger Titz. Die Liebe aber, die Opitz trotz seiner sonstigen Kühle in gar manchen seiner Lieder dem Vaterland und der Muttersprache entgegenbringt, überträgt er bei seiner von Danzig aus vorgenommenen Rettung und Veröffentlichung des frühmittelalterlichen „Annoliedes" auch auf die Geschichte des eigenen Volkes. Als Opitz unerwartet der Pest erlag, erhoben sich im ganzen Reich die Klagen über den großen Verlust. Dem Besucher der Danziger Marienkirche zeigt heute noch ein fürstlich-großartiger Grabstein das hohe Maß der Verehrung, das dieser große Anreger und Gesetzgeber der Barockdichter genoß.

In mindest demselben Maße aber hat die Gestalt des Johannes Plavius

unsre Anteilnahme. Sein nun erst so recht neu entdecktes und der Nation wiedergewonnenes Werk (seine dichterisch wichtigste Veröffentlichung existiert nur mehr in einem Exemplar; erst der Wiederabdruck im Band „Danziger Barockdichtung“ erschließt es neuerlich) zeigt ihn uns als ebenso großen Künstler wie als Weisen von deutscher Art. Er kam aus dem Vogtlande her; würden wir aber seine Ahnenreihe genauer kennen, dann würde sich zweifelsohne stark dinarischer Einschlag zeigen: so selbstverständlich handhabt Plavius die südlichen und süddeutschen Ausdrucksformen des Bildbarock; und er beherrscht zugleich damit eine Musikalität der Sprachgestaltung, wie sie nirgends noch um diese Zeit zu finden ist. Sein dichterischer Einfluß reicht noch weit bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein. Viele Zitate, poetische Beispiele und Polemiken gegen seinen allzugeblümten Stil von Harsdörfer bis Zesen berufen sich immer wieder auf ihn. Geblümt und bloßspielerisch freilich waren nur seine unbedeutenden Nachahmer. Die Großen unter seinen Schülern, wie Gryphius, wie Hofmann von Hofmannswaldau, wie Stieler und Greflinger wußten gerade seine Beseelung des Wortes und der Dinge, seine warmherzige und zuchtvolle Lebensauffassung, seine Musikalität der Gestaltung zu reifsten Leistungen zu steigern. „Klinggedicht“ ist für Plavius die Losung. Seine Worte formen sich zum Reigen, und die Ahnung, die aus diesem Wortreigen, der rund um das Darzustellende kreist, im Hörer aufsteigt, wird schließlich ein atmendes Ganzes. Wie anders gegenüber Opitzens logischer Strenge klingt uns etwa die Strophe Plauens, in der die Worte geradezu Versteck spielen:

> **„Drumb, wer ja kriegen will, der muß mit Liebe kriegen,**
> **Und wer recht lieben will, der lasse sich genügen,**
> **Wenn er mit Kriegen liebt, und in der Liebe kriegt,**
> **Wenn er mit Lust-Verlust und mit Erliegen siegt.“**

Im „Drehtanz“ wirbeln seine Strophen dahin, Gegenstrophen antworten. Aber die jubelnden Liebesoden sind nicht die einzigen Töne, über die Plavius verfügt: er kennt auch die Tragik des seelischen Zwiespalts; er kennt auch die Not der Seele. Und aus diesem Wissen wachsen alle die ernsten Gedichte Plauens, die sich zur gewaltigen Barock-Lebenslehre der Deutschen inmitten einer gefahrenumlauerten Zeit zusammenfügen. Würde ohne Steifheit, Ernst ohne Schulmeisterei, Überlegenheit ohne Spitzfindigkeit sind die Kennzeichen seiner ernsten Gedichte, die von einer typisch deutschen, religiös-bürgerlichen Sittlichkeit zeugen. Aber Plavius hat einem Teil seiner Gedichte auch eine gemeinsame Form gegeben, die ihm noch von einer anderen Seite her eine bedeutsame geschichtliche Rolle zuerkennt: denn diese der Lebenslehre gewidmeten ernsten unter seinen „Trauer- und Treu-Gedichten“ (1630) erschienen als Zyklus von hundert Sonetten. Plauen ist es, der von Danzig aus, lange vor Dietrich von dem Werder und Gryphius, zum erstenmal wagt, diese geschlossenste lyrische Form in einem großen Wurf zu erobern. Der Erfolg war epochal!

Schon in den „Treu-“ und „Trauer-Gedichten“, die aus dem täglichen Anlaß von Geburt, Hochzeit, Tod zu einer geistvollen Sichtung aller menschlichen Elemente des Werdens und Vergehens, der Bewährung und der Gefährdungen werden, und die uns wegen der in den Widmungen angeführten Danziger Persönlichkeiten als Zeugnisse des deutschen Charakters der Stadt wichtig sind, erwachsen da und dort kräftige Abwehrbewegungen gegen Überfremdungsgefahren. Droht französischer Einfluß die Liebe als flatterhaftes Spiel ohne sittliche Bedeutung hinzustellen und Ehe und Kindersegen zu bagatellisieren — Plavius weiß es auf dem gefährdeten Danziger Volksboden anders:

> **„Ist's nicht ein lieblich ding / das einen gelust zusehen**
> **Wenn kinder vmb den tisch / als orgelpfeifen stehen?“**

Überhaupt werden uns die Trauer- und Treugesänge zu einer wichtigen kulturhistorischen Quelle. Im Raum des Völkischen ist „Teutonicus“ ein Ehrenname, und die Rückkehr ins „süße Vaterland“

wird als vollkommenes Ereignis gepriesen. Der Wehrstand, der Lehrstand, der Nährstand erfahren da ihre Beurteilung ebenso wie alle die Politiker, Bürgermeister und Adligen. Die sozialen und konfessionellen Spannungen sucht Plavius zu überbrücken. Ehre und Treue aber werden hier schon als Hochziele der deutschen Lebensgestaltung angesprochen. Vollendetes Ideal aber erscheint ihm

> **„Der Mann / der's vaterlandes**
> **Heil mehr achtet als sein leben".**

Die Lebenslehre der Sonette setzt natürlich mit dem Thema ein, das damals so nahe lag: mit dem Kampf der Konfessionen, mit der Ablehnung eines einseitigen Dogmas und mit dem Preis eines Tatchristentums. Von dort her erscheint Plavius die Arbeit als Ehre: „Ehr ist der Arbeit Preis" heißt's an einer Stelle und in einem Sonett, das sich an die jungen Menschen wendet, wird die Arbeit als „edel ding" hingestellt. Weil aber in diesen unruhigen Zeiten die gefährlichen Gerüchtemacher nicht verstummen wollen, saust sein Richtschwert nieder sowohl auf die ewig Unzufriedenen („Richte nicht"), als auch auf die „Märleinträger", also auf die Verbreiter unsinniger und nur Verwirrung anstiftender Gerüchte:

> **„Hüte dich der mehrleinträger /**
> **Bringet dir doch nimmer gut's:**
> **Er sucht seinen eigennutz**
> **Als ein rechter beutelfeger:**
> **Er dient in der lügen läger /**
> **Vnd ist aller warheit trutz:**
> **Er ist deiner feinde schutz:**
> **Ja er ist des Satans jäger.**
> **Darumb neige deine ohren**
> **Thore nicht der wäscherey /**
> **(Wäscherey ist keine treu)**
> **Mancher würde nicht zum thoren /**
> **Mancher käme nicht in noth /**
> **Gäb' er nicht dem wäscher brodt."**

Viele andere Weisheiten, die sich den Verführungen dieses allen Abenteuern offenen und allen Fremdzügen geneigten Zeitalters widersetzen und gut deutsche Art und gut bürgerlichen Fleiß und Aufbauwillen um dieses bedrohten Bodens willen fordern, reihen sich hier an. „Lerne was gutes" heißt die Mahnung an das heranwachsende Geschlecht, das versucht ist, dem Glücksrittertum zu verfallen. „Liebe gerechtigkeit" und „Laß dich nicht einen jeden wind wiegen" sind die Charakterziele; „Sey nicht misgönstig" und „Sey nicht zänkisch" umgrenzen das zwischenmenschliche Verhalten; „Halt maaße" richtet das alte höfisch-mittelalterliche Ideal nach bürgerlichen Richtpunkten aus; „Freue dich mit fröhlichen" aber ist seine Devise inmitten aller Erkenntnis der tragischen Seiten des Lebenskampfes. Mit Plavius steht jedenfalls nicht nur eine der künstlerisch einflußreichsten, sondern auch eine der sympathischsten und aufrechten Gestalten der gesamten deutschen Barockdichtung vor uns.

Vielen hunderten von deutschen Danziger T h e a t e r a u f f ü h r u n g e n im 17. Jahrhundert stehen insgesamt nur drei oder vier geplante polnische Aufführungen gegenüber — und die wurden zum Teil vom Danziger Rat verboten. Englische und deutsche Wandertruppen führten im Danzig dieser Zeit das gesamte Repertoire englischer und deutscher Stücke auf, das damals auf deutschen Bühnen zu sehen war. Aber auch die Danziger Handwerker waren eifrige Laienspieler. Die Danziger Tischler, Schnitzker und Buchdrucker führten höchst originelle Handwerkerspiele auf; ihre Tänze aber reichen zum Teil noch auf germanische Ursprünge zurück. Besonders der Reifen- und Schwerttanz der Danziger Handwerker gehört zum volkskundlich Interessantesten dieser Art. Alljährlich wurde der Mairitt in Danzig unter der Anteilnahme der ganzen Bevölkerung abgehalten; Festzüge mit dichterischen Unterlagen waren an der Tagesordnung. Die Bürger der Stadt führten auch sonst allerlei Dramen nach alten Volksbüchern (z. B. R o l l s „Pontus und Sidonia") oder symbolisch-heimatliche Dramen wie A l b i n u s' „Königin von Liebenthal" auf, das in einen Hochgesang auf die mächtige deutsche Hansestadt ausklingt. Schulkomödien und Weihnachtsspiele von Schülern ergänzen diese große Zahl deutscher Dramen, die der Danziger Leidenschaft zum Theater ihre Aufführung verdanken. Auch in ihnen bricht immer wieder der völkische Geist und die Abwehr alles Fremden durch. Ist man aber genötigt, bei einem Besuch des polnischen Königs einen Festaufzug

zu veranstalten, dann begleiten die symbolischen Gruppen niemals polnische Texte, sondern neben den humanistisch-lateinischen vor allem deutsche! Und bezeichnenderweise gibt es da neben konventionellen Höflichkeiten versteckte Drohungen. Denn immer wieder läßt man sehr absichtlich in solchen Festzugsgruppen dann alle die wehrhaften jungen Männer der Stadt aufmarschieren. Der Begleittext aber deutet an, daß sie bereit seien, die deutsche Freiheit ihrer Heimat gegen jedermann zu verteidigen. Da konnte sich der polnische König seinen Vers drauf machen.

Die enge Verbundenheit mit Deutschland kommt auch in den dramatischen Dichtungen immer wieder zum Ausdruck. Noch stärker natürlich in all den zahlreichen politischen Kampfdichtungen der Danziger. Da spricht Opitzens Schüler und Nachfolger Titz ganz selbstverständlich in seinem Glückwunschgedicht von 1648 von „Unserem Deutschland". Knaust aber richtet bezeichnenderweise von Danzig aus inmitten der schwedischen Kriege an alle Deutschen sein weitverbreitetes „Mütterliches Sendschreiben der Weltberümbten Frauen Germanien. An ihre sämtliche Edel- und Freygeborene, Ehrliebende Deutschen Söhne, welche annoch in eines fremden Kriegsführers Diensten begriffen". Eindringlich beschwört er die Deutschen, die sich nun in fremden Heerlagern gegenüberstehen, den Bruderkampf aufzugeben, die fremden Dienste zu verlassen und das Bewußtsein der nationalen Gemeinsamkeit über die konfessionellen Differenzen zu stellen. Der Ratsherr Schröder aber weiß schon in diesen Zeiten der Wirren genau, wie Danzigs Zukunft aussehen muß, wenn er in seiner politischen Traumdichtung „Preußisches Haanengeschrei" (1656) Danzig ausdrücklich die „Tochter Preußens" nennt und Danzigs Heimkehr in das Haus der gemeinsamen Mutter fordert. Das aber ist überhaupt der Grundton der Danziger Barockdichtung, die einstimmig von Danzigs Deutschtum auch in diesem Zeitalter Zeugnis ablegt. Das Vaterland all dieser Danziger Barockdichter wie aller Danziger Bürger des 17. Jahrhunderts hat niemals anders geheißen als: Deutschland!

Mein Danzig

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide
Gleich fromm und treu erkannt;
Am Weichselstrom, am Meere
Mein Danzig, festes Haus,
Erblüht von Glück und Ehre
Für Dich ein neuer Strauß.

Max von Schenkendorf. 1814

Wolfgang Federau

Ein Dom als Grab

Der Schlesier Martin Opitz und seine Sendung – Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Todestages (20. August 1639)

Dich hat Schlesien, das edle Land geboren,
Doch hast du dir dein Grab in Danzig auserkoren.
Ich weiß nicht, welcher Ort durch dich berühmter ist,
Zu leben hast du dort, zu sterben hier erkiest.

Johann Peter Titz.

An irgendeinem Tage im Jahre des Unheils 1639, mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Ausbruch des großen Krieges, der kein Ende zu nehmen schien und in dessen Verlauf weite Teile Deutschlands sich aus blühenden und fruchtschweren Äckern in Ödnis und Wüstenei verwandelten — an einem solchen Tage ging ein Mann durch die Straßen Danzigs, aufrecht, wohlgekleidet, ansehnlich. Einer, den die Mauern der alten Stadt nun schon seit ein paar Jahren beherbergten, von dem man wußte, daß er gute Beziehungen zu den Schweden, nicht minder gute zu dem König von Polen unterhielt, daß sein Name Rang und Klang besaß innerhalb der ganzen sogenannten gebildeten Welt Deutschlands. Ein Vierzigjähriger ungefähr, dem Aussehen nach, mußte jeder, der ihm begegnete, wähnen, daß er noch ein langes und reiches Leben vor sich habe. Er selbst hat gewiß nichts anderes geglaubt. Aber dann geschah es, ganz plötzlich, daß seine Hand jäh zum Herzen griff, daß ein Unwohlsein ihn überkam, daß er mit einem Gesicht, in dem sich Schreck und hilfloses Erstaunen malten, zu Boden sank.

Die in seiner Nähe waren, sahen ihn stürzen. Sie sahen auch, wie über die Wangen des am Boden liegenden jene verräterischen dunklen, bläulichen Schatten und Flecken züngelten, die man hier — ob auch die Kriegsfurie Danzig bislang verschont hatte — allzu gut kannte, seit einiger Zeit. Sie stoben auseinander, und es dauerte eine geraume Weile, bis sich ein paar Mutige fanden, die sich des Mannes erbarmten, die den zuckenden Körper auf ein paar Stangen legten und forttrugen. Aber sie und die anderen alle wußten, daß es hier keine Hilfe gab, daß der Schwarze Tod, der überall so grausam seine Sichel schwang, ein neues Opfer gefunden hatte, das er nicht wieder loslassen würde.

Nach zwei Tagen voller Schmerzen, Not und Qualen gehörte Martin Opitz, der sich nach seiner schlesischen Heimat, nach seiner Vaterstadt, von Boberfeld nannte, nicht mehr zu den Lebenden. Die Stadt, in der er zuletzt geweilt, deren Gastfreundschaft er durch vier Jahre genossen hatte, in deren reichen Patrizierhäusern mit den hohen Giebeln, den schmalen Fassaden er den Abglanz jener Üppigkeit der Daseinsformen gefunden hatte, an die er von dem Aufenthalt an Fürstenhöfen her gewöhnt war, beanspruchte willig den zugewanderten Schlesier als einen der Ihren. Die Bürger und Patrizier, Kaufleute, Handelsherren und Schöffen, die sich seines Umgangs erfreut hatten, als er noch lebte, sie hatten sich im Ruhme des Weitgenannten gesonnt, sie sonnten sich als die unmittelbar Betroffenen in dem Beileid einer Welt.

In der schönsten, der größten, der erhabensten aller Danziger Kirchen, in Sankt Marien, wurde bestattet, was an Martin Opitz sterblich war. Und ein stolzeres, majestätischeres Grabmal hat sich nie vordem und niemals später über eines Dichters letzter Ruhestätte gewölbt. Da

hebt sich, kühl und erschütternd, des Kirchenschiffes mächtiges Gewölbe himmelan, überragt noch von der ungeheuren Vertikale des seltsam stumpfen, trotzigen Turmes, und jeder Stein, jede Mauer sind Anruf und Weckruf und unverlierbares Mahnmal.

Ein Zehntel nur seines kurzen Lebens verbrachte Opitz in Danzig. Aber die graue und reiche Stadt an der Weichselmünde betrachtete ihn wie ihren echten Sohn, und sie hat bis heute nicht aufgehört, ihn als solchen anzusehen. Doch alles, was er geschrieben hat, und jenes Werk insbesondere, um dessentwillen sein Name uns erhalten geblieben ist, es weist Opitz stammestümlich, landschaftlich nach Schlesien, woher er kam.

Dem Heutigen, dessen Fuß im langsamen Schreiten die Steinplatte berührt, darauf die eingegrabenen Schriftzüge langsam verwittern, ist der Name Martin Opitz kaum mehr ein Begriff. Bestenfalls kärgliche Erinnerung an etwas, was man in Schulzeiten flüchtig genug in sich aufnahm. Und es mag wohl zutreffen, was ein Wissender einmal geschrieben hat: daß es das große Glück Opitzens war, so früh zu sterben, als sein Ruhm noch jung war und man Weiteres von ihm erwarten durfte, das er lebend nicht hätte erfüllen können. Immerhin: einst wurde er genannt von Breslau bis Dresden, von Torgau bis Heidelberg. Und der sagt nicht zuviel, der behauptet, daß ein Günther und ein Klopstock, ein Lessing und ein Goethe nicht möglich gewesen wären ohne ihn. Daß Martin Opitz der großen Zeit klassischer deutscher Dichtung voranging als erster Wegbereiter, wie Johannes der Täufer vor dem Herrn einherschritt — daß er der Schatten war, den die Sonne Weimars, die hundert Jahre später aufgehen sollte, voranwarf.

Dieser Mann, auf den Schlesien, auf den Danzig Anspruch erhoben — immer, seit Homers Zeiten, streiten sich Städte und Landschaften um die Berühmten dieser Welt —, er war auf alle Fälle dem Osten innig verhaftet, und nicht nur abstammungsgemäß. Der späte Humanismus des deutschen Ostens stand bei seinen Werken, bei seinem Wirken Pate. Dies ist etwas, das man nicht vergessen darf, will man Opitz überhaupt gerecht werden. In Bunzlau im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts geboren, waren sein Blut und seine Seele bereits gesättigt mit den Erfahrungen vieler vorangehender Geschlechter. Er war nicht der erste Schreibende seines Namens, Ratsherren und Schöffen und Stadtschreiber zählten zu seinen Vorfahren. Er war auch nicht der erste Dichter seiner Sippe — schon anderthalb Jahrhunderte vor ihm gab es einen Dichter Opitz, auf den ein anderer in gutmütigem Spott den Vers münzte:

„Selbst des Opitz göttliche Verse
benagen die Mäuse."

Freilich: Werk und Wert der anderen sind verschollen und verklungen, die haben selbst den Mäusen nichts Beachtliches hinterlassen, und nur sehr gewiegte Germanisten können von ihnen noch Kunde geben. Martin Opitz jedoch heftete seinen Namen an die Sterne, und daß man um ihn weiß, nach drei rollenden Jahrhunderten, ist mehr, als von irgendeinem seiner Vorfahren ausgesagt werden kann.

Dieser währende und lange Nachruhm ist, genau besehen, mehr Gnade und Gabe des Glücks gewesen als erkämpfte Frucht einer überragenden Leistung. Nicht was Opitz geschrieben und gedichtet hat, rechtfertigt seine besondere Stellung innerhalb der deutschen Literatur, sondern seine Lehre: Was er forderte, und daß er dieses — nicht einmal als erster — in einem besonderen Augenblick forderte!

Denn was unterschied Opitz von den dichtenden Zeitgenossen, von jenen insbesondere, denen er blutmäßig, herkunftmäßig verbunden war, also von den Dichtern im deutschen und vor allem im schlesischen Osten? Kaum sein äußeres Leben, obwohl es natürlich ein durchaus persönliches Leben war. Das Dasein allzu vieler Menschen jener Epoche, soweit sie an den Hohen Schulen oder als Erzieher oder gar — nun, eben als Dichter — wirkten, verlief ja in mindestens ähnlicher Kurve. Bei ihnen allen verschmolzen Leben und Dichten nie zu einer Einheit, zu einem untrennbaren Ganzen, und es ist typisch für jenes Geschlecht des frühen Barock, daß bestimmend nicht das Erleben als solches wurde, das Stürzen in Abgründe der Seele und der Leiden-

schaften, sondern daß nüchterner Verstand die Feder lenkte, daß sehr sichtbarlich mit Tinte und keineswegs mit Herzblut geschrieben wurde. Überlegung, Ehrgeiz und Zweckmäßigkeitserwägungen waren bestimmend, für diese Zeit und für lange Epochen nachher — man erinnere sich, wie Günther, der aus dieser Rolle fiel, von den Mitlebenden und der Nachwelt bis zu einem Goethe verurteilt wurde! — und das Genialische, das Außerordentliche und in keine Regeln zu Zwängende galt erheblich weniger, wog längst nicht soviel wie das auf die planmäßige Formung und Bildung und Lenkung und Steigerung des Vorhandenen Gerichtete.

Man braucht sich also, um Opitz gerecht zu werden, mit den äußeren Etappen seines Lebens nicht auseinanderzusetzen, sich mit dem Wissen um sie nicht zu belasten. Die Jugend in Bunzlau, das Gymnasium in Breslau, Studium in Heidelberg, selbst die anschließenden unsteten Wanderjahre, die Opitz bis Holland und Jütland und schließlich, durch Bethlen Gabor als Lehrer nach Weißenberg berufen, bis ins Siebenbürgische verschlugen — das alles sind wirklich im letzten nur Etappen, aber nicht Entwicklungsstadien. Selbst die spätere Wirksamkeit, nun wieder in Breslau, selbst den Augenblick, da die Stirn des noch nicht dreißigjährigen Protestanten durch Ferdinands des Zweiten kaiserliche und katholische Majestät mit dem allzu freigebig verteilten Lorbeer des Dichters feierlich gekrönt wurde, möchten wir nicht anders werten. Und wenn wir an seine Reise nach Danzig denken — sie diente ja zunächst keinem anderen Zweck als dem, sich mit den Schweden von hier aus besser anzufreunden, sie erfolgte zu einer Zeit, als das, um dessentwillen wir heute noch Martin Opitz kennen und nennen, schon längst geschehen, schon längst geschrieben war. Danzig hat zu dem Vorhandenen, vom Ewigkeitspunkt aus gemessen, nichts Neues und Gewichtiges hinzutun können.

Der Dichter? Wer mag heute noch seine vielen Gelegenheitsgedichte und Hochzeitskarmina lesen, all diese Dinge, mit denen er sich für erwiesene Wohltaten erkenntlich erweisen wollte? Wer mag ergriffen vor einem Menschen stehen, der klug und gewitzigt war, auf seinen Vorteil bedacht wie ein Jesuit und galant wie ein französischer Abbé? War er wirklich, mit seiner „Schäferei von der Nymphe Hercynia", der Schöpfer des deutschen Schäferspiels? Und wenn ja, rechtfertigte dies wirklich seinen Ruhm? War er wirklich der Mitschöpfer der ersten selbständigen Oper, nur weil er, im Auftrage des Kurfürsten Johann Georg I., für die Torgauer Hochzeit, die am 1. April 1627 stattfand, die italienische „Daphne" so frei — oder so schlecht? — übersetzte, daß Heinrich Schütz den deutschen Text neu vertonen mußte? War sein lehrhaftes und erbauliches und wahrhaft schönstes Werk, „Vielguet", wirklich von solcher Art, daß er den Lorbeer verdiente, den der Kaiser ihm in die Stirn drückte? Ein Lessing hatte noch ja gesagt, aber er stand fast allein mit dieser Meinung.

Und dennoch: Opitz! Nicht die Oper, nicht der „Vielguet" geben ihm Rang und Bedeutung. Auch nicht einzelne und wenige heute noch lesbare und reizvolle Gedichte, die er uns zwischen vielem Mottenfräßigem und allzu rasch Verstaubtem hinterließ. Seine Bedeutung liegt im letzten überhaupt nicht im Bezirk der Dichtung selbst, sondern in dem, was er mit seinem eigentlichen Werk, der „Teutschen Poeterey", seiner Zeit und einer langen Epoche nach ihm schenkte.

Das bestimmende Kennzeichen dessen, was Opitz vorfand im Reiche der damaligen deutschen Dichtung, waren die Verwilderung und Verwässerung der Form auf der einen, die Armut, der Mangel an Fülle auf der anderen Seite.

Was den letzteren Punkt anbelangt, so fehlte es dem Deutschland jener Zeit vielleicht nicht so sehr an geistig regsamen Kräften, an Talenten verschiedenster Art, sondern es fehlte ihm überwiegend und vor allem an schöpferischen Persönlichkeiten, an Persönlichkeiten schlechthin. Hier ändernd einzugreifen, hier Beispiel und Führer zu werden, lag nicht im Rahmen dessen, was Opitz vermochte und konnte. Aber auf der anderen Seite, dort, wo es galt, der Zuchtlosigkeit und Verworrenheit in der damaligen Reimkunst entgegenzutreten, war Opitz der gegebene Mann. Er war der erste, der mit Nachdruck und Zähigkeit, mit niemals erlah-

mender Überzeugungskraft die Gleichberechtigung der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen, griechischen, italienischen und französischen erkannte und betonte. Form, Zucht, Würde und Anstand brachte er nach Luther als erster in die deutsche Poetik und hat die deutsche schöne Literatur bis auf Klopstock, Lessing und Herder bestimmend beeinflußt und gelenkt.

Schon als Opitz im Jahre 1617 in Beuthen seinen „Aristarch" herausgab, mochte ihm etwas von seiner Sendung und seiner Aufgabe vorschweben, eine deutsche Gelehrtenpoesie zu begründen. Freilich, dies Buch war noch in lateinischer Sprache geschrieben, nicht ohne Absicht. Zweifellos sollte dadurch die Aufmerksamkeit der Gelehrten angezogen und geweckt werden, jener Gesellschaftsschicht, die gerade damals mehr als je vorher und nachher in der geistigen Welt die Führerrolle spielte. Mag es uns heute etwas seltsam und merkwürdig erscheinen, wenn ein Deutscher es unternimmt, den Wert seiner Muttersprache, ihre künstlerische Bedeutung, Biegsamkeit und Verwendbarkeit seinen Landsleuten in lateinischen Perioden nahezulegen und zu beweisen — in den großen Linien deutete doch auch dieses erste Buch bereits an, was in Opitz' Hauptwerk später zum Ausdruck kommen sollte, das seinen Ruhm begründete.

Dieses Hauptwerk, die „Teutsche Poeterey", nunmehr gibt allen früher erschienenen Poetiken gegenüber wesentlich Neues und ist zugleich durchwittert von einem Hauch aufrichtigster, warmherziger Liebe zum deutschen Volke und zu seiner Sprache. Es bringt zunächst eine Klarstellung dessen, was nach der Ansicht jener Zeit die Poesie als Aufgabe zu bewältigen und als Ziel zu erreichen hatte. Der Wert und die Lebensberechtigung der deutschen gegenüber den klassischen und romanischen Sprachen wird immer wieder unterstrichen. Weitere wesentliche Forderungen sind die Vermeidung des Mundartlichen, das Opitz glaubte verwerfen zu müssen in einer Zeit, wo die neuhochdeutsche Sprache weitgehender Verwahrlosung anheimgefallen war. Die Reinigung der Sprache von dem verheerenden Einfluß der Fremdwörter, Schönheit des Klanges, Erlesenheit des Ausdrucks, Reichtum der Bilder und Symbole sind weitere Bedingnisse für einen vollendeten Versbau; eine der letzten und wichtigsten — und hier liegt das durchaus Neue, das unanfechtbare Verdienst Opitz von Boberfelds um die deutsche Dichtung — war die Forderung eines genauen Wechsels von Hebung und Senkung. Freilich hat Opitz, von der klassischen Literatur herkommend, hier einen schweren Fehler begangen, indem er die klassischen Begriffe der Länge und Kürze mit den deutschen der Hebung und Senkung, die doch nur Tonstärken bedeuteten, völlig gleichsetzte. Dieser Fehler, verständlich und entschuldbar zugleich, verliert seine Bedenklichkeit gegenüber der anderen Tatsache, daß Opitz es war, der die deutsche Schriftsprache bändigte und unter Gesetze zwang, die freilich in jener Zeit und ihren Anschauungen verankert und keineswegs von ewigem Bestande waren, die aber der deutschen Dichtung überhaupt erst den Anschluß an die Weltliteratur ermöglichten. Lehrer und Bakelmeister der deutschen Sprache, das war dieser Mann, dessen sterbliche Überreste in der Marienkirche in Danzig ruhen. Und wenn er auch, selbst nüchtern und ohne hohen Schwung, in einer kargen, leidenden und daniederliegenden Zeit Kraft und leuchtende Schönheit nicht zu wecken wußte, ein Jahrhundert und mehr hat ihm doch gedankt für das, was er den Deutschen schenkte.

Von allen Städten, so in Preußen sind zu sehen,
Ist keine, die mit Fug kann über Danzig gehen.

Tod Friedrichs des Großen

17. August 1786

Des Todes rasche Schritte wurden leise,
Und es erstarb sein ungefüges Lachen,
Er ging gebannt durch Preußens Marmorsäle.
Wie Eisen war der Blick der stummen Wachen,
Und an den Wänden standen Generäle.

Sie harrten hier wie immer der Befehle,
Zur Tür die Häupter seltsam hingewandt,
Blaß stand der Tod im Kreise dieser Helden —
Auch er muß sich gedulden und sich melden,
Klein stand auch er vor dieser Willenswand.

Den Weg zu weisen hob vom Degenkorbe
Gemessen sich des einen Fechterhand.

Aus hoher Flügeltür kam kühles Wehen —
Der König machte sich bereit.
Gewöhnt, im Rauch der Schlachten an der Spitze
Aus eigenem Befehle herzugehen,
Entschloß er sich ein wenig vor der Zeit.
Er hielt sein Antlitz noch als Schild
Aus Bronze in die Ewigkeit.

Das Chaos brach nicht in dies Antlitz ein,
Er baute es gemessen für die Ruh:
Er atmete und schloß sich langsam zu.
Der großen Fuge Schlußaccord
Klang leise durch die Marmorsäle,
Er prägte noch sein Antlitz für den Staat —

Stumm salutierten seine Generäle.

Theodor Lüddecke

Bromberg

Von Dr. Franz Lüdtke

Wo sich die Brahe in ihrem Lauf, aus Westpreußens Heiden flutend, scharf ostwärts wendet, der Weichsel zu, war um die Zeitwende eine starke Wehrburg und rings um sie eine blühende Siedlung. Germanen wohnten hier, Burgunder, viele Jahrhunderte hindurch, bis sie erneut zu wandern anfingen und ihre Jungmannschaften weiter südwärts zogen. In der einstigen Heimat waren nur einzelne Volksgruppen seßhaft geblieben; sie gaben, als fremde Stämme anwanderten, ihnen die Namen der Landschaft weiter, als Erbe gewissermaßen, als Erinnerung an den burgundischen Osten; so auch den Namen der Burg an der Brahe, Bidegast. Die Slawen übernahmen ihn und machten sprachlich das Wort „Bydgoszcz" daraus; doch den germanischen Klang vermochten sie nicht zu tilgen!

Die Burg blieb strategisch bedeutungsvoll — an Brahe und Netze ging die Grenze zwischen Pommern und Polen, und oft wechselte in den Kämpfen zwischen beiden der Burgwall seinen Herrn. Derselbe Herzog, der den Deutschen Ritterorden zu Hilfe rief, Konrad von Masowien, gewann 1239 das „castrum Bidgostiense" den Pommern ab: die erste chronikalische Erwähnung nach vieltausendjährigem Bestehen! Auch im Besitz der Deutschritter ist zeitweise die Burg gewesen.

Eine neue Zeit brach für den Osten an. Das altgermanische Land ward Heimat deutscher Menschen! Wiederum wurden sie von den Polen gerufen. Denn der Boden brauchte sie! Er brauchte den eisernen Pflug und den eisernen Willen deutscher Bauern — er brauchte die deutsche Kultur, die aus Ödland einen Garten machte. Polens Könige und Bischöfe sahen, wie nur der Deutsche es verstand, gleichsam aus dem Nichts Reichtum und Fülle zu schaffen — sie sahen es an Pommern, Schlesien, Böhmen und Ungarn, an dem weiten Osten, der überall nach deutscher Hand und deutschem Geist verlangte. So wurde Wahrheit, was Walter von der Vogelweide gesungen hatte: „Von der Elbe bis zum Rhein und hinwieder bis zum Ungarland mögen wohl die Besten sein, die ich in der Welt je hab' erkannt!" Denn: „Deutsche Zucht geht über alles . . . "

So lud König Kasimir III. die Deutschen nach Polen ein. Sie gründeten Städte und Dörfer; das Mutterland gab seine wagemutigen Söhne und Töchter hin. Vom 19. April 1346 stammt die Urkunde, in der Kasimir III. (vom polnischen Adel als „Bauernkönig" verspottet), zwei Deutschen, Johann Kesselhut und Konrad, als Siedlungsunternehmern („Lokatoren") den Auftrag erteilt, „auf der unbewohnten, wüsten Ebene unterhalb der Burg einen Markt oder eine Stadt nach deutschem Magdeburger Recht zu gründen". Kesselhut war Westfale; aus seiner Heimat wird er den Hauptteil der Neusiedler herangezogen haben. So wuchs das deutsche Bromberg aus niedersächsischer Wurzel. — Der von Kasimir bestimmte Name „Kunigesburc" (Königsberg) setzte sich nicht durch. Die Bürger nannten ihre Stadt die Braheburg, Bramburg, Bromberg.

Sie hatten kein friedliches Leben, die Grenzlanddeutschen! Fast immer war Kampf und Krieg — bald herrschten polnische, bald pommersche, dann wieder schlesische oder litauische Fürsten über Burg und Land. Trotzdem ging in der jungen Kolonialstadt das Wirtschafts- und Kulturleben tüchtig voran; nach deutschem Brauch lebten ihre Bewohner, deutsch waren Umgangs- und Amtssprache, deutsch das Recht. An der schiffbaren Brahe entwickelte sich schnell der

Verkehr zur Weichsel, so daß es bald Schwierigkeiten mit den Thornern gab. „Dy von Bromberg hatten nuwlich den von Thorn czwe schiff mit salcze genommen uf der Wyssel", erzählt in seiner Chronik Johann von Posilge. Das war 1409. Die Beschlagnahme zweier Salzkähne vor den Mauern Thorns hatte für die Bromberger ein schlimmes Nachspiel. Die Ordenskomture von Tuchel und Schlochau überfielen und besetzten zur Strafe die Burg, und die Stadt ging in Flammen auf. Jetzt zog von Krakau König Wladislaus Jagiello heran, berannte mit Übermacht die Burg und nahm sie, nachdem den deutschen Verteidigern freier Abzug gewährt worden war, in Besitz. Schon nahte der Hochmeister des Ordens, Ulrich von Jungingen, und fünf Tage lang standen sich die feindlichen Heere gegenüber, auf beiden Ufern der Brahe. Durch Vermittlung Wenzels von Böhmen aber wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, und so ging das drohende Unwetter noch einmal vorüber. Im Jahre darauf kam es dann zum Zusammenstoß und zu der so tragisch verlaufenen Schlacht bei Tannenberg. Der Thorner Friede beendete 1411 zwar den Krieg, aber die Thorner blieben ihren Nachbarn gram, so daß der Bromberger Starost Hans Birkenhaupt auf eigene Faust den Kleinkrieg mit der stolzen Weichselstadt begann. Aus dem ursprünglichen Salzkrieg wurde ein Bierkrieg — die Thorner beschlagnahmten das bei ihnen eingeführte Bromberger Bier, die Bromberger aber, die ihre niedergebrannte Stadt wieder aufgebaut hatten, rächten sich von neuem durch Kaperei. Das ging jahrelang, bis weltgeschichtliche Ereignisse diese Plänkeleien in den Hintergrund treten ließen: die große Auseinandersetzung zwischen Polen und dem Orden begann. Die Burg wurde zum Heerlager; von hier gingen Fehdebriefe schlesischer und böhmischer Ritter an den Orden, und wiederholt war in Bromberg während des Dreizehnjährigen Krieges (1453—1466) König Kasimirs IV. Hauptquartier.

Trotz Notzeiten, Pest und Brand blühte doch das Leben im deutschen Bromberg. Es war ein wichtiger Umschlagshafen für den Handel zwischen Rußland, Polen und den Ostseeländern geworden, namentlich für Salz, Getreide und Holz. Berühmt waren die Töpfereien und das Bier der Stadt. Die Burg war stark ausgebaut und beherbergte manchen berühmten Gast, so den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich II. Eisenzahn. Mit Danzig stand man auf gutem Fuß; für Festlichkeiten bestellte der Starost von dort die Stadtmusik und das Bier. Übrigens zog man an den Brahehängen auch einen trinkbaren Wein. Von der Blüte der Stadt legten auch die gotischen Backsteinbauten ihrer Kirchen und Klöster Zeugnis ab, und manch interessantes Begebnis zeichneten die Bernardinermönche in ihrer Chronik auf — auch manchen Schwank, so die Geschichte von dem stimmgewaltigen Pater Dionysius, dessen Gesang hundert Brüder übertönte und das Chorgestühl erzittern ließ! In seiner Jugend hatte er einmal Priester und Volk in die Flucht gesungen, weil man meinte, die Decke der Kirche stürze ein . . .

Schon früh setzten dem Deutschtum gegenüber Polonisierungsversuche ein. Als im 17. Jahrhundert der Niedergang Polens unaufhaltsam wurde, war es auch mit der Blüte Brombergs vorbei. Noch gibt 1604 die Bernardinerchronik eine glänzende Schilderung des Handelsreichtums und des bürgerlichen Wohlstands der Bevölkerung: von den mächtigen Getreidespeichern am Fluß, den Kornmengen, die hier aus ganz Polen zusammenströmten, um nach Danzig und über die Ostsee verfrachtet zu werden, dem Hafen, der Danziger Güter (Likör, Wein, Heringe) aufzunehmen hatte! Da aber ändert sich das farbenfrohe Bild — das Unheil bricht herein. Der Dreißigjährige Krieg wirft seine Wellen hierher, wochenlang hausen die Wallensteiner in Burg und Stadt, und eine königliche Urkunde von 1634 — nur wenige Jahrzehnte nach jener Schilderung des Chronisten! — zeigt den inzwischen eingetretenen Verfall. Sie spricht von Krieg, Pest, Kontributionen und Plünderungen! Die polnisch-schwedischen Kriege sollten das Unglück vollenden. Unter Karl X. Gustav läßt dessen General Stenbock den Reiterführer Andreas Platting Burg und Stadt besetzen; dann übernimmt Oberst Weißenstein ihr



Alte Speicher in Bromberg

Kommando. Bald wieder sind die Polen in der Stadt — aber ihre Herrlichkeit dauert nicht lange: am 21. Mai 1656 zieht König Karl X. Gustav in Bromberg ein und weilt im folgenden Jahr noch einmal dort.

Da aber kommt der Befehl (die Schweden sind wieder abgezogen), die zerschossene und ausgebrannte Burg schnellstens herzurichten! Hohe Gäste werden erwartet: ein Staatsbesuch des Großen Kurfürsten beim König von Polen steht bevor. Johann Kasimir und seine Gemahlin Marie Louise treffen mit ihrem Hofstaat in der Stadt ein und nehmen Wohnung im Jesuitenkolleg: hier war es wohnlicher als in der verödeten Burg! Am 30. Oktober 1657 zieht dann der Kurfürst ein, begleitet von seinem Minister Otto von Schwerin, dem Warschauer Gesandten v. Hoverbeck und anderem Gefolge. Auch der kaiserliche Geschäftsträger Franz von Lisola und der Danziger Bürgermeister Adrian von der Linde sind anwesend.

Das Ergebnis der von glanzvollen Festlichkeiten unterbrochenen Verhandlungen war der Bündnisvertrag zwischen Brandenburg und Polen. Der Preis, den Polen zahlen mußte, war die Freigabe Ostpreußens aus jeglicher Oberhoheit: als souveräner Herzog von Preußen ging der Kurfürst aus den Verhandlungen hervor. Übrigens gab es noch ein für die polnische Gesinnung charakteristisches Zwischenspiel: die Polen zogen plötzlich Truppen an die Stadt heran, entweder um den Kurfürsten unter Druck zu setzen oder ihn gefangenzunehmen! Sofort sandte Friedrich Wilhelm Eilboten an Feldmarschall Graf Sparr, der sofort heranrückte und den Anschlag vereitelte. Am 6. November wurde alsdann der für die deutsche Geschichte so bedeutsam gewordene Vertrag feierlich auf dem Bromberger Ring beschworen. Der Weg zur Königskrone war für Preußen frei!

Noch ärgere Schrecknisse brachte der nordische Krieg: 1703 kamen die Schweden, 1707 Moskowiter und Tataren, dann wieder Schweden und 1708 der schlimmste Feind, die Pest, über die Stadt. Bis 1710 wütete sie. Dann wiederum Schweden, dann nochmals Russen, und als es endlich Friede war und neuer Aufbau hätte beginnen können — war es zu spät. Polen besaß keine Lebenskraft mehr, und in Bromberg fehlte das Deutschtum, das allein helfen und die Not bezwingen konnte. So siechte die Stadt dahin, auch von den Wirren des Siebenjährigen Krieges berührt. In Bromberg hatten die Russen ein großes Magazin errichtet; dieses und die benachbarten Magazine waren das Ziel eines kühnen Streifzuges des preußischen Obersten Hordt, der nach heftigem Kampf am 15. Juli 1759 in die Stadt einrückte. In der Beute befanden sich 52 000 Scheffel Getreide, 54 Fässer Branntwein, 14 Fässer Wein und riesige Vorräte an Bekleidung. —

Das Schicksal Polens, das in diesem Ringen nach keiner Seite hin seine Neutralität durchgesetzt hatte, begann sich kurze Zeit danach, 1772, zu erfüllen. Endlich kehrte nun alter deutscher Boden zum Mutterland zurück, und mit dem Weichselland kam auch Bromberg unter den starken Schutz Friedrichs des Großen. Das war die Wende, die Erlösung! Neues Leben blühte, und wo zuletzt nur noch 700 armselige Ackerbürger vegetiert hatten, fand mit einem Schlag preußischer Wille ein Feld für Leistung und Aufbau. Ruinen verschwanden, Häuser und Speicher wurden errichtet, Handwerker angesetzt. Die Großtat des Königs aber ist der Bau des Bromberger Kanals, der Verbindung zwischen Brahe und Weichsel einer-, Netze, Warthe und Oder andererseits. Was Jahrhunderte nicht fertiggebracht — das Genie des Königs und die Tatkraft des Geheimen Ober-Finanzrats Franz von Brenkenhoff schufen dieses Werk innerhalb von zwei Jahren: bereits 1774 durchfuhren die ersten Kähne und Holztraften den Kanal und die Schleusen!

Die Entwicklung der Stadt wurde durch die Episode des von Napoleon geschaffenen „Herzogtums Warschau“ nur kurz unterbrochen. Der Wiener Kongreß sprach Bromberg und den „Netzedistrikt“ endgültig Preußen zu. Am 1. Juni 1815 marschierten preußische Soldaten unter dem Jubel der bis dahin von den Polen unterdrückten deutschen Bürger in

die Stadt ein. So hatten die Freiheitskriege auch zu ihrer Befreiung geführt!

Den nun einsetzenden Aufstieg Brombergs zu schildern, reicht der Raum nicht aus. 700 Einwohner hatte die Stadt bei der preußischen Besitzergreifung 1772 gehabt; beim Tode des Alten Fritz (1786) betrug ihre Zahl schon 3000, bei der Errichtung des Horzogtums Warschau 5000, beim Tode Bismarcks 50 000, und mit seiner großen Garnison und der Bevölkerung der Vororte hatte sie fast 100 000 erreicht, als der Weltkrieg ausbrach. Als Hauptstadt eines Regierungsbezirks, als Beamten- und Militärstadt, als Vorort deutscher Gesinnung und Bildung mit Fachschulen, Forschungsinstituten, gelehrten Gesellschaften, mit Bibliothek, Museum und Theater, als Mittelpunkt für Wirtschaft und Verkehr blühte im 19. Jahrhundert Bromberg unvergleichlich empor. Ihre kerndeutsche, opferbereite Gesinnung hatte die Bürgerschaft beim polnischen Aufstand 1848 unter Beweis gestellt. An ihrer Treue wurden alle feindlichen Machenschaften zunichte, auch der Kleinmut der damaligen Berliner Regierung. Dieses kämpferische Nationalbewußtsein war und blieb der schönste seelische Besitz der deutschen Stadt. Das Denkmal, das 1862 die Bevölkerung dem großen König auf dem Bromberger Marktplatz errichtete, war nicht nur ein Zeichen der Dankbarkeit — es war mehr: ein Bekenntnis.

Wie viele Namen von Rang und Klang müßte man nennen, deren Träger hier gelebt oder gewirkt haben! Nur fünf Männer seien genannt: Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des „Aufruf an mein Volk"; Otto Roquette, der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" und des Liedes „Noch ist die blühende, goldene Zeit"; Heinrich Deinhardt, der hervorragende Schulmann, Philosoph und nationale Vorkämpfer: Professor Erich Schmidt, der Geschichtsforscher des Posener Landes, und Walter Leistikow, einer der Bahnbrecher neuer deutscher Kunst. Kunstwerke wie Ferdinand Lepkes Brunnen und Bogenspannerin, Denkmäler wie das des großen Friedrich und des alten Kaisers, der wuchtig aufragende Bismarckturm und herrliche Anlagen gaben der Stadt das Gepräge. Unsagbar schön war ihre landschaftliche Umgebung, inmitten weiter Wälder und Heiden, an Brahe und Kanal und nahe dem mächtigen Strom des Ostens, der Weichsel. Wer aus anderen Gauen des Reiches Bromberg besuchte, war überrascht, hier soviel Schönheit und Kunst, Reichtum der Wirtschaft und der Natur, vor allem aber einen vorbildlichen nationalen Kampfgeist anzutreffen!

Und doch kam noch einmal das Schicksal über die Stadt und ihre Menschen. Sie haben sich 1918, 1919 und 1920 gegen das Verhängnis gewehrt. Volksrat und Grenzschutz kämpften zäh und tapfer für Freiheit und Deutschtum. Sie kämpften und starben nicht für sich, sondern für die Zukunft. Die Geschichte dieser Jahre muß noch geschrieben werden. Auch die der Jahre danach, als die Treuesten der Treuen, einsam, unter Terror und Haß, still und gläubig ihr Werk taten, in der Brust den kategorischen Imperativ der Pflicht. Im Rahmen der großdeutschen Geschichte wird dieses Deutschtum nicht zurückzustehen brauchen, wenn Wille, Opfer und Treue gewertet werden.


Versicherungen
ALLIANZ UND STUTTGARTER VEREIN
VERSICHERUNGS-AKTIEN-GESELLSCHAFT


Zweigniederlassung Danzig, Stadtgraben 13, Ruf 25741

Zur Beachtung! Zur Beachtung!

Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten"
erfolgt
für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Danzig und Polen)
durch die **Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten"**
Berlin W 8, Unter den Linden 47

DER DEUTSCHE IM OSTEN
Jahrgang 2 Mitte August 1939 Heft 6

Inhaltsverzeichnis

Die Bildvorlagen sind von:

Scherl-Bilderdienst Seite 1, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 19; H. Kiß, Lodz, Seite 41, 45; Waldemar Rode, Lodz, Seite 43; Prof. Creutzburg, Dresden, Kunstdrucktafel I, II, III.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Sigismund Banek, Lodz; Wolfgang Federau, Schriftsteller, Danzig; Prof. Dr. Heinz Kindermann, Münster, Westf.; Dr. Detlef Krannhals, Staatsarchiv Danzig; Dr. Walther Maas, Kattowitz; Edgar Sommer, Schriftleiter, Danzig; Heinz Weber, Kattowitz, Hauptschriftleiter der „Kattowitzer Zeitung".

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 39. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6 000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen): Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 39, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50 (DG. 1,50)

Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).